

change

DAS MAGAZIN DER BERTELSMANN STIFTUNG
WWW.CHANGE-MAGAZIN.DE 1 | 2020



Unser Profil

DIE BERTELSMANN STIFTUNG

Die Bertelsmann Stiftung wurde 1977 von Reinhard Mohn errichtet und verfolgt ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke. Sie ist eine operative Stiftung, die alle Projekte eigenständig konzipiert, initiiert und sie bis zur Umsetzung begleitet.

DIE STIFTUNGSORGANISATION

Die Geschäftsführung der Stiftung durch ihre Organe muss mit dem Ziel erfolgen, den Stifterwillen zu erfüllen.



Liz
Mohn



Dr. Jörg
Dräger



Dr. Brigitte
Mohn

DIE THEMEN

BILDUNG



DEMOKRATIE



WIRTSCHAFT



EUROPA



GESUNDHEIT



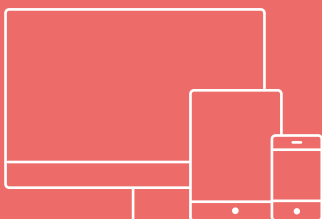
WERTE



DIE PROGRAMME

- Arbeit neu denken
- Deutschland und Asien
- Europas Zukunft
- Integration und Bildung
- Kompetenzzentrum Führung und Unternehmenskultur
- Lebendige Werte
- LebensWerte Kommune
- Lernen fürs Leben
- Megatrends
- Nachhaltig Wirtschaften
- NEUE STIMMEN
- Unternehmen in der Gesellschaft
- Versorgung verbessern – Patienten informieren
- Wirksame Bildungsinvestitionen
- Zukunft der Demokratie
- Zukunft der Zivilgesellschaft

WWW.BERTELSMANN-STIFTUNG.DE



[www.facebook.com/
BertelsmannStiftung](http://www.facebook.com/BertelsmannStiftung)



[www.youtube.com/user/
BertelsmannStiftung](http://www.youtube.com/user/BertelsmannStiftung)



[www.xing.com/companies/
bertelsmannstiftung](http://www.xing.com/companies/bertelsmannstiftung)



[@BertelsmannSt](https://twitter.com/BertelsmannSt)



[www.linkedin.com/company/
bertelsmann-stiftung](http://www.linkedin.com/company/bertelsmann-stiftung)

Die Welt steht kopf

 Dr. Malva Sucker

 Kai Uwe Oesterhelweg

Liebe Leserinnen und Leser,

zurzeit – heute ist der 17. April – beschäftigt uns vor allem eins: die Corona-Pandemie. Wie die meisten meiner Kolleginnen und Kollegen arbeite ich im Homeoffice, um die Infektionskurve auch weiterhin flach zu halten. In der Entstehungszeit der Beiträge dieser Ausgabe stand die Welt noch nicht so kopf wie jetzt. Dennoch oder gerade aufgrund der aktuellen Situation sind es unserer Meinung nach die von uns vorgestellten Menschen und ihre Geschichten (erst recht) wert, auch in dieser Zeit veröffentlicht zu werden. Denn ein Motiv zieht sich durch: das Motiv der Gemeinschaft.

Wir stellen zum einen Bürgerinnen und Bürger vor, die von Bayern bis zur Ostsee Ideen realisieren, die ihre ländlich geprägte Heimat besonders attraktiv und lebenswert machen. Wir zeigen zum anderen, wie Oldenburg auf inklusive Schulformen setzt und die ganze Stadt mitzieht. Der Autor André Wilkens plädiert dafür, dass wir der einzigartigen Idee von Europa wieder vertrauen müssen – ein sehr aktuelles Thema. Covid-19 zeigt uns nämlich mit gnadenloser Härte: Es geht nicht um Einzelkämpfer mit ihren ganz eigenen Wahrheiten, die Situation trifft jeden und es geht um uns alle. Dafür müssen wir uns als Menschen untereinander austauschen und wieder lernen, uns zu verständigen. Der US-amerikanische Philosophie-Professor Michael Patrick Lynch, den *change* besuchen durfte, setzt dabei auf einen besonderen Ansatz: „Intellectual Humility“ – frei übersetzt: vorbehaltloses Denken und Kommunizieren. Genau das benötigt unsere Gesellschaft jetzt.

Wie die Welt wohl aussehen wird, wenn Sie diese Ausgabe in den Händen halten? Wer weiß! Doch ich bin fest davon überzeugt, dass wir diese schwierige Situation gemeinschaftlich meistern werden.

Eine konstruktive und inspirierende Lektüre – auch online unter www.change-magazin.de – und viel Gesundheit wünscht Ihnen

Ihre
Malva Sucker





Oldenburg
Inklusiv,
nicht exklusiv!
Seite 48



Connecticut
„Intellectual
Humility“
Seite 22



Berlin
Die Transparenz-
Initiative
Seite 80

*Neue Geschichten
entdecken.
Wo wir für Sie
unterwegs waren.*

02 UNSER PROFIL

03 EDITORIAL

Die Welt steht kopf

06 AUSBLICK

Digitale Leadership-Konferenz Camp Q – diQital

08 WERKSTATT

MIKA – musikalisches Miteinander

10 WIRTSCHAFT

Mit Innovation an die Spitze

20 IMPULS: BRIGITTE MOHN

Deutschland und Europa müssen innovativer werden

22 DEMOKRATIE

„Intellectual Humility“

32 MOTIVATION: LIZ MOHN

Wir leben in einer Welt

34 EUROPA

Zwischen Illusion und Ideal

46 ESSAY

Der Wahrheit eine Bühne geben

48 BILDUNG

Inklusiv, nicht exklusiv!



58 **KOMMENTAR: JÖRG DRÄGER**
Gute Schule ist inklusive Schule

60 **PRAXISCHECK**
TLV → BER

68 **GESELLSCHAFT**
Landliebe³

80 **BLICK ÜBER DEN ZAUN**
Die Transparenz-Initiative

86 **DER LETZTE MACHT DAS LICHT AUS**

87 **IMPRESSUM/THEMENPOSTER**

SERVICE PIKTOGRAMME



Autor



Kontakt



Datum



Standort



E-Mail



Weblink



Fotograf



Wetter



Illustrator



Zusätzliche Inhalte auf
www.change-magazin.de

Digitale Leadership-Konferenz Camp Q – diQital

 Marcel Hellmund

 16. Juni 2020

 Online-Veranstaltung

Aufgrund der Corona-Pandemie kann das diesjährige Camp Q nicht in gewohnter Weise stattfinden. Doch das Projekt Creating Corporate Cultures der Bertelsmann Stiftung zeigt, dass es auch anders geht: In Windeseile hat es die erste digitale Leadership-Konferenz Camp Q – diQital zum Thema „Business Unusual: Wenn Krisen ehrlich machen“ konzipiert, die am 16. Juni 2020 stattfinden wird.

Führungskräfte und unternehmerisch Interessierte werden hier über die Arbeitswelt in und nach Krisenzeiten diskutieren und frische, konstruktive Ideen für die Gestaltung dieses Wandels erhalten. Denn eines steht fest: Unternehmen und ihre Führungskräfte sind immens gefordert, wenn

- Produktionskapazitäten heruntergefahren und Arbeitsprozesse quasi über Nacht digitalisiert,
- Produktionen auf in der Krise dringend benötigte Produkte umgestellt und
- Teams aus der Distanz zusammengehalten sowie Mitarbeitende auf schwierige Zeiten eingeschworen werden müssen.

Dabei tragen Führungskräfte nicht nur eine große Verantwortung für schwierige ökonomische wie ethische Entscheidungen, sondern sind durch ihre Vorbildfunktion auch Gestalter des Wandels in ihrem wirtschaftlichen, sozialen und ökologischen Umfeld.

Doch gerade Krisen bieten die Chance zur Veränderung. Sie machen deutlich, dass in der Not entstehende ungebundene Kreativität zu erfolgreichen Lösungen führen kann. An dieses Phänomen möchte das neue digitale Format des Camp Q anknüpfen und bietet auch online Raum zum Querdenken. Im Fokus stehen Ansätze, wie ein gesellschaftlich verantwortungsvolles Wirtschaften zukünftig aussehen kann, ohne dabei Produkte, Mitarbeiterführung und Unternehmensergebnisse aus den Augen zu verlieren.

Call for Action

Konsumieren war gestern, quer- und selber denken ist heute! In diesem Sinne können die Teilnehmer des Camp Q – diQital interaktive Räume sowie Sessions

nutzen und den Beiträgen der Top-Speaker folgen, die Gestaltungsspielräume und Chancen des Wandels thematisieren. In Breakout-Sessions werden die Inhalte der Impulsgeber reflektiert und in den eigenen Führungsalltag übertragen. Im Mittelpunkt der digitalen Konferenz steht der Campfire-Chat mit dem Umweltökonom Niko Paech, dessen Aussagen und Ideen in einem entschleunigten virtuellen Setting am Lagerfeuer mitdiskutiert werden können. Ebenso wird Maja Goepel als Generalsekretärin des Wissenschaftlichen Beirats der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen an die Führungskräfte appellieren, jetzt die Weichen für ein anderes Wirtschaften zu stellen. Das digitale Camp Q will Vor- und Querdenker miteinander vernetzen, um Projekte in der Wirtschaft anzuschieben, die auch über die Veranstaltung hinaus von Bedeutung sind.


Herausfordernde Themen mit Spaß und Begeisterung gemeinschaftlich anpacken, Zeit haben, „out of the box“ zu denken, Impulse erleben, weiterdenken und ins Handeln kommen – das alles ist Camp Q – diQital! Die Tickets sind begrenzt und nach dem Prinzip „first come, first served“ unter www.campq.de zu erwerben.

PROJEKT DER BERTELSMANN STIFTUNG




CREATING CORPORATE CULTURES

Das Projekt des Kompetenzzentrums Führung und Unternehmenskultur der Bertelsmann Stiftung unterstützt Führungskräfte bei der Entwicklung einer zukunftsfähigen Unternehmenskultur. Nach dem diesjährigen rein digitalen Camp Q wird es das eintägige Format für Querdenker im April 2021 in der Kalkscheune in Berlin wieder „zum Anfassen“ geben.

Weblinks:

 www.creating-corporate-cultures.org
www.campq.de

Kontakt:

 Anja Schlenk
 anja.schlenk@bertelsmann-stiftung.de
 @creatcorpcultur

„ Querdenken ist dann gelungen, wenn
das Tun darin eine Hauptrolle spielt. “

MIRIAM JANKE,
MODERATORIN & VERANSTALTUNGSDESIGNERIN



MIKA – musikalisches Miteinander

 Marie-Luise Borek

 Arne Weyhardt



Für Kinder kann alles zu Musik werden, wenn sie etwas zum Klingen bringen. Aus Blumentöpfen und Schlüsseln kann ein ganzes Orchester entstehen. Beim Erleben und Experimentieren erobern sie sich ihre eigene Welt. Musikalische Impulse im pädagogischen Alltag fördern die Persönlichkeitsentwicklung.

Musik berührt und bewegt fast jeden! Doch viele Menschen glauben trotzdem, dass sie vollkommen unmusikalisch sind. Auch pädagogische Fachkräfte in Kitas haben oft Scheu, musikalisch mit Kindern aktiv zu werden. Wenn die Musik aber doch Platz im Alltag findet, sind die Kinder begeistert dabei.

Das seit acht Jahren bestehende Projekt „MIKA – Musik im Kita-Alltag“ der Bertelsmann Stiftung möchte dies ändern. Mit einem erweiterten Musikbegriff knüpft es an die bei jedem Menschen vorhandenen musikalischen Kompetenzen an. Pädagogische Fachkräfte – aber natürlich auch Eltern – können diese bei sich wiederentdecken und die gemeinschaftsfördernden Wirkungen des kollektiven musikalischen Miteinanders erleben. In der Zusammenarbeit mit den Kindern ermutigt MIKA die pädagogischen Fachkräfte, diese Kompetenzen zu nutzen und in der Interaktion mit den Kindern selbst musikalisch zu agieren.

Zugleich sensibilisiert MIKA für die musikalischen Äußerungen der Kinder und zeigt auf, wie diese eine zentrale Rolle im Kita-Alltag einnehmen. Damit bauen die Mädchen und Jungen nicht nur ihre musikalischen Kompetenzen aus, sondern erleben auch Selbstwirksamkeit und fröhliche Gemeinschaft – beides wichtige Beiträge für die gesunde Weiterentwicklung ihrer Persönlichkeit.

PROJEKT DER BERTELSMANN STIFTUNG


MIKA

Weblink:

 www.mika-erleben.de

Kontakt:

 Anke von Hollen

 anke.vonhollen@bertelsmann-stiftung.de



Iterativer und kreativer Lernprozess: Empathie für musikalische Aktivitäten und pädagogische Rahmenbedingungen aufbauen und Anwendungsbeispiele der Online-Plattform testen. Gebastelte Prototypen helfen Entwicklern und Nutzern gleichermaßen.

MIKA digitalisieren – mit „Design Thinking“

Bundesweit haben bereits zahlreiche pädagogische Fachkräfte und Eltern die Arbeit nach MIKA in Präsenzqualifizierungen kennengelernt und anschließend erfolgreich eingesetzt – eine große Bestätigung und ein enormer Ansporn für die MIKA-Projektmanagerinnen Anke von Hollen und Marie-Luise Borek, dieses Konzept auch zeit- und ortsunabhängig zugänglich zu machen. So entstand der Plan, eine digitale Plattform zu entwickeln, die auf die Bedürfnisse und Nutzungsgewohnheiten ihrer Zielgruppe eingeht.

Wie diese Bedürfnisse aussehen, wurde unter anderem in einem zweitägigen Workshop ermittelt, der auf einer bislang noch eher ungewöhnlichen Methode basierte: der agilen Innovationsstrategie „Design Thinking“. Hierbei entwickeln interdisziplinäre Teams iterativ in kreativen Lernprozessen Lösungen mit unbedingtem Fokus auf die Nutzergruppe und abseits der bislang vorgedachten Pfade. Dadurch entstehen unerwartete Ergebnisse – und gerade darin liegt das besondere Potenzial des „Design Thinking“.

Während des MIKA-Workshops traf ein Team der Bertelsmann Stiftung gemeinsam mit Vertretern einer

Kreativagentur auf potenzielle Nutzer. Unterstützt wurden sie von zwei Moderatorinnen, die durch den Prozess führten. „Gestaltet ein digitales Werkzeug für pädagogische Fachkräfte zur Förderung der musikalischen Aktivität im Kita-Alltag“, lautete die klar definierte Herausforderung an alle Beteiligten.

Nachdem zunächst die zukünftigen Nutzer interviewt wurden, entwickelten die Teilnehmer des Workshops Ideen, wie die geäußerten Bedürfnisse digital umgesetzt werden können. In zeitlich begrenzten „Brainstorming-Sessions“ hielten die Kleingruppen ihre Ergebnisse konsequent schriftlich fest. Dabei sollte vorerst kein noch so unscheinbar wirkender Gedanke verworfen werden.

Schließlich wurden die vielversprechendsten Ideen aus diesem mehrstufigen Kreativprozess als haptische Prototypen gebastelt und den Nutzern am Nachmittag des zweiten Tages vorgestellt. Mit ihrem Feedback gerüstet, machte sich das Team der Musikalischen Bildung der Bertelsmann Stiftung samt seinen Mitstreitern an die Arbeit und entwickelte eine interaktive Website. Diese können Sie unter www.mika-erleben.de selbst anschauen – und natürlich hören.

Mit Innovation *an die Spitze*

 Benjamin Dierks

 Valeska Achenbach

 Januar 2020

 sonnig, 12°C

Im vergangenen Jahr wurde Schweden zum wiederholten Mal zum europäischen Innovationsspitzenreiter gekürt. Das hat das Land auch der staatlichen Innovationsbehörde Vinnova zu verdanken: „Wir tragen dazu bei, Schwedens Innovationsfähigkeit und nachhaltiges Wachstum zu vergrößern. Unsere Vision ist es, Schweden zu einer treibenden Kraft in einer zukunftsfähigen Welt zu machen.“



STOCKHOLM, SCHWEDEN

Innovationen müssen sich mit gesamtgesellschaftlichen Herausforderungen beschäftigen, zum Beispiel damit, wie wir die Urbanisierung verbessern können.



„Wir sind die Behörde, die sich auch an langfristige Aufgaben wagen kann. Und weil wir Forschung finanzieren und Unternehmen unter die Arme greifen, können wir es ihnen schmackhaft machen, neue Wege zu gehen.“

JOAKIM APPELQUIST

Pünktlich um 8 Uhr morgens ist der große Konferenzraum im Zentrum von Stockholm bis auf den letzten Platz gefüllt. Auf dem Podium stehen zwei Frauen in Business-Kostüm und ein Mann mit feinem Oberlippenbart, der zum Anzug ein Baseballcap trägt. Die Frauen sind Susanne Ås Sivborg und Lena Lindgren Schelin, die eine leitet das schwedische Vermessungsamt, die andere die Datenschutzbehörde des Landes. Der Mann mit Cap ist der IT-Unternehmer Christian Landgren. Dessen Firma Iteam hat vor einigen Jahren von sich reden gemacht, als sie offenlegte, wie leicht Facebook und andere soziale Netzwerke Nutzer manipulieren können. Die drei sind einer Einladung von der Innovationsbehörde Vinnova gefolgt. Sie wollen über Integrität diskutieren und darüber, wie Geschäftsleute die ihnen anvertrauten Informationen schützen können. „Datenschutz, Klimawandel, solche Probleme sind viel zu groß, als dass sie ein Unternehmen oder eine Behörde allein angehen könnte“, sagt Landgren. „Deshalb ist Vinnova wichtig. Von mir aus können sie sich noch häufiger einmischen.“

So etwas hört Joakim Appelquist gerne. Der Vize-Direktor von Vinnova lässt sich auf ein hellblaues Sofa fallen. „Wir sind die Behörde, die sich auch an langfristige Aufgaben wagen kann“, sagt er. „Und weil wir Forschung finanzieren und Unternehmen unter die Arme greifen, können wir es ihnen schmackhaft machen, neue Wege zu gehen.“

Vinnova wurde 2001 gegründet. Der Name ist ein Wortspiel aus den schwedischen Begriffen für Gewinn und Innovation. Die Behörde untersteht dem Ministerium für Unternehmen und Innovation und vergibt in erster Linie Fördergelder. Sie verfügt über ein Jahresbudget von umgerechnet rund 300 Millionen Euro, ein Zehntel des schwedischen Haushalts für Forschung und Entwicklung. Das Ministerium erteilt nur wenige konkrete Aufträge pro Jahr. Ansonsten hat Vinnova innerhalb grob abgesteckter Zielvorgaben weitgehend freie Hand.


„Traditionell haben wir vor allem angewandte Forschung gefördert, aber wir haben uns gewandelt“, erklärt Appelquist. „Heute kooperieren wir auch mit zivilgesellschaftlichen Akteuren, mit öffentlichen Stellen und mit einer vielfältigeren Gruppe von Unternehmen – und wir bringen sie zusammen.“ Die Behörde traut es sich auch zu, große gesellschaftliche Ziele zu formulieren, denen Innovation dienen soll. Das vergebene Fördergeld hat ein Ziel: nachhaltiges Wachstum. Wer von Vinnova unterstützt werden will, muss nachweisen, dass das zu fördernde Innovationsvorhaben die Nachhaltigkeitsziele der Agenda 2030 der Vereinten Nationen voranbringt. Deren Entwicklungsziele sind allgegenwärtig in der Stockholmer Büroetage, sie prangen als bunte Piktogramme auf Wandtafeln, Sitzwürfeln und Sofakissen: Klimagerechtigkeit etwa, Gesundheit, Gleichstellung der Geschlechter oder inklusive Bildung.



Beim Vinnova-Panel diskutieren Vertreter von Behörden und Unternehmen gemeinsam über den Umgang mit Kundendaten (oben). Regierung und Unternehmen zusammenzubringen, sei ein Ziel von Vinnova, sagt Vizedirektor Joakim Appelquist (unten links). Die Nachhaltigkeitsziele der UN finden sich in den bunten Sitzwürfeln wieder (rechts).

„Kleine Lösungen für große gesellschaftliche Probleme finden, das können soziale Unternehmer besonders gut.“

JUDIT WEFER

A woman with blonde hair, wearing a dark grey sweater and black pants, is sitting on a wooden bench with grey tufted cushions. The bench is made of light-colored wood with a diamond-shaped pattern. In the background, there are two gold pendant lights hanging from the ceiling. The woman is smiling and looking towards the camera.

Judit Wefer kümmert sich bei Vinnova um soziale Innovationen. Das Holzpodest, auf dem sie sitzt, haben Designstudenten aus den Bürotrennwänden gebaut, die früher in den Büros der Behörde standen.

Neue Wege in der Innovationsförderung

Und damit rücken auch Akteure in den Blick, die für klassische Innovationsförderung bisher keine Rolle gespielt haben. „Anfangs haben wir vor allem nach neuen technischen Lösungen Ausschau gehalten“, sagt Judit Wefer. „Aber es gab da immer auch diese kleinen Sozialunternehmer und Initiativen, die Wege für gesellschaftliche Veränderungen gesucht haben, statt nur auf neue Technologien zu hoffen.“ Wefer kümmert sich bei Vinnova um soziale Innovation. Sie weiß: Die Projekte, die sie betreut, gehören nicht zu dem, was Menschen zuerst in den Kopf kommt, wenn sie an Innovation denken. Sie berichtet von einem Sohn bosnischer Eltern, der mit seinem Verein Kinder aus Einwandererfamilien mit Sport motivieren will – weil er selbst erfahren hat, wie sehr Sport helfen kann. Vinnova förderte auch ein Projekt, das Kinder suchtkranker Eltern unterstützt. Und in einer schwedischen Kommune herrschte Verzweiflung, weil das Lernniveau ganzer Jahrgänge deutlich unter dem landesweiten Durchschnitt lag. Das änderte sich, als ein Unternehmen eingebunden wurde, das Hausaufgabenhilfe anbot.

„Innovation kann nur gelingen, wenn auch die Verwaltung neue Wege geht.“

„Kleine Lösungen für große gesellschaftliche Probleme finden, das können soziale Unternehmer besonders gut“, weiß Judit Wefer. Vinnova will ihnen helfen, effektiver zu werden und ihre Lösungen für eine breitere Zielgruppe anzubieten – mit einem konkreten Hintergedanken: Auch die Verwaltung und öffentliche Träger, so die Hoffnung, können dann von der Kreativität der Initiativen und Sozialunternehmer profitieren. Das ist ein Gedanke, der bei Vinnova immer wichtiger wird: Innovation kann nur gelingen, wenn auch die Verwaltung neue Wege geht. Vinnova hilft deshalb auch dem Staat selbst auf die Sprünge. Sogenannte Politiklabore sollen die Zusammenarbeit von Ministerien und Behörden verbessern.

PROJEKTE DER BERTELSMANN STIFTUNG




REINHARD MOHN PREIS 2020: INNOVATIONSKRAFT STÄRKEN. POTENZIALE ERSCHLIESSEN.

Im Rahmen des Reinhard Mohn Preises 2020 suchen wir weltweit nach beispielhaften Instrumenten und Strategien, die geeignet sind, die Innovationskraft in Deutschland und Europa zu fördern. Zum einen, um technologisch – und damit wirtschaftlich – wettbewerbsfähig zu bleiben. Und zum anderen, um die großen gesellschaftlichen Probleme unserer Zeit zu lösen. Für ein innovatives Deutschland und Europa, das all seine Potenziale nutzt.

Weblinks:

www.bertelsmann-stiftung.de/innovation
www.fosteringinnovation.de

Kontakt:

 Dr. Jan C. Breitinger
 jan.breitinger@bertelsmann-stiftung.de
 @FosteringInno



SUSTAINABLE DEVELOPMENT GOALS INDEX

Die 17 UN-Nachhaltigkeitsziele (Sustainable Development Goals) wurden von den 193 Mitgliedsstaaten der Vereinten Nationen verabschiedet. Damit bekennen sich diese Nationen zu ehrgeizigen Zielen, die bis 2030 erreicht werden sollen. Der Index misst die Fortschritte bei der Umsetzung dieser Ziele und ermöglicht Vergleiche zwischen den Staaten. Er wird jährlich gemeinsam durch die Bertelsmann Stiftung und das UN Sustainable Development Solutions Network (SDSN) veröffentlicht.

Weblink:

www.sdgindex.org

Kontakt:

 Dr. Christian Kroll
 christian.kroll@bertelsmann-stiftung.de



Cecilia Sjöberg leitet die Industrieentwicklung bei Vinnova. Sie berät immer häufiger auch große Unternehmen, die neue Impulse suchen und dabei mit kleineren Firmen kooperieren.

Nichts in dieser Stockholmer Innenstadtetage erinnert daran, dass man sich in einer Behörde befindet. Der offene Raum mit seiner modernen und bunten innenarchitektonischen Gestaltung ist Teil der selbst auferlegten Innovation von Vinnova. Es sieht hier eher aus wie in einem modernen Co-Working-Space: klares schwedisches Design, einladende Cafétische, ein elegant abgehängtes Sепaree, dann wieder wie in einer WG-Küche zusammengewürfelte Möbel. Feste Arbeitsplätze gibt es seit einigen Jahren nicht mehr. Ihre Habseligkeiten schließen die Mitarbeiter in Holzspinde, die mit einer Buchsbaumhecke bedruckt sind – eine letzte Erinnerung an die Vorgartenmentalität der klassischen Bürowaben, die hier vor einigen Jahren noch standen. Die hölzernen Schallschluckwände, die die beengten Arbeitsnischen voneinander trennen,

haben Design-Studenten zu einem Podest mit mehreren Stufen und Sitzkissen verarbeitet – ein beliebter Sitzplatz für die Mittagspause.

Die Veränderung habe nicht allen der rund 200 Mitarbeiter gefallen, berichtet Daniel Rencrantz, der die Abteilung für Innovationsmanagement leitet. „Aber wir sind seitdem effektiver geworden.“ Vieles werde heute bei zufälligen Treffen geklärt, weil die Mitarbeiter der unterschiedlichen Teams nicht mehr getrennt voneinander, sondern gemischt dort arbeiteten, wo sie sich gerade am wohlsten fühlten.

Zusammenarbeit über den Tellerrand hinaus

Die Philosophie von Vinnova ist es, ein gesellschaftliches Klima zu schaffen, das zum Ausprobieren ermutigt und auch ein Scheitern als Teil eines Lern-



In der Kaffeeküche spricht Innovationsmanager Daniel Rencrantz (links) mit einem Kollegen. Die Vinnova-Räumlichkeiten gleichen eher einer Wohnlandschaft als einem Büro.

prozesses akzeptiert. „Wir machen uns Gedanken darüber, welche Wirkung wir langfristig erreichen wollen und wo wir ansetzen müssen, um die Veränderung anzustoßen“, sagt Daniel Rencrantz. „Aber von diesem Punkt an verfolgen wir eher einen Bottom-up-Ansatz und vertrauen Unternehmen und Akteuren, dass sie die richtigen Kooperationen eingehen und Ideen entwickeln.“ Viele gesellschaftliche Probleme müssten von öffentlicher Seite angegangen werden, aber Lösungen entstünden häufig im Privatsektor, erläutert Rencrantz. Deshalb sei es wichtig, beide Seiten zusammenzubringen. Die Idee dahinter: Radikale Innovationen entstehen, wenn sich auch einmal Unternehmen, Universitäten und gesellschaftliche Akteure zusammensetzen, die üblicherweise nicht so viel miteinander zu tun haben, und Partnerschaften eingehen.

„Wir machen uns Gedanken darüber, welche Wirkung wir langfristig erreichen wollen und wo wir ansetzen müssen, um die Veränderung anzustoßen.“

Vinnova verfolgt verschiedene Ansätze bei den Projekten. Es gibt solche, die gezielt kleine und mittlere Unternehmen sowie Start-ups stützen sollen, andere zielen auf die Förderung eines bestimmten Sektors, künstliche Intelligenz etwa. Darüber hinaus setzt Vinnova strategische Innovationsprogramme auf, die verschiedene Akteure zusammenbringen. Die Behörde ermutigt Unternehmen damit, sich zu



Es muss bei Vinnova nicht immer der Schreibtisch sein. Wenn ihnen danach ist, können die Mitarbeiter der Innovationsbehörde auch die Beine hochlegen. Wo sie arbeiten, ist egal – feste Arbeitsplätze gibt es nicht.

„Es ist wirklich interessant, wie auch große Unternehmen hinter ihren Mauern hervorkommen.“


CECILIA SJÖBERG

Innovationsclustern zusammenzuschließen. Wirtschaft, Forschung und womöglich zivilgesellschaftliche Akteure reichen gemeinsam Projektideen ein: ein neues Mobilitätskonzept für Schweden etwa, die smarte Stadt oder eine wettbewerbsfähige Produktion. Wenn Vinnova der Förderung zustimmt, kann das Netzwerk, das ein Leitungsgremium einrichten muss, eigenständig Innovationsvorhaben entwickeln, die dann je zur Hälfte von Vinnova und den beteiligten Unternehmen finanziert werden.

Welch ein Eigenleben diese Projekte entwickeln, fasziniert die Vinnova-Strategen immer wieder. Cecilia Sjöberg beugt sich in einem Besprechungsraum über ihren Laptop und weist auf zwei Netzwerkdiagramme. Sie zeigen die Beteiligten des Innovationsprogramms für Digitalisierung und Automatisierung in der Industrie, das Sjöberg betreut. Die Informatikerin leitet die Industrieentwicklung bei Vinnova. Das noch überschaubare der beiden Diagramme zeigt in der Mitte den Konzern ABB, umgeben von einigen technischen Unis und Forschungseinrichtungen, dem schwedischen Bergbauunternehmen Boliden sowie einigen weiteren Firmen. So sah das Programm nach drei Jahren aus. Im zweiten Diagramm hat sich ein schier undurchdringliches und um ein Vielfaches angewachsenes Geflecht entwickelt, das mittlerweile

auch Konzerne wie Siemens und IBM umfasst und um sich herum weitere Cluster gebildet hat. Das ist der jüngste Entwicklungsstand nach sechs Jahren. „Das zeigt, was diese Programme erreichen können“, sagt Sjöberg. „Sie haben ein Innovationsökosystem innerhalb des Sektors gebildet.“

Cecilia Sjöberg verhandelt gerade mit einem großen Hightech-Konzern, der sich an Vinnova gewandt hat, weil er Kontakt zu kleineren innovativen Firmen sucht. „Es ist wirklich interessant, wie auch große Unternehmen hinter ihren Mauern hervorkommen“, sagt sie. „Sie merken, dass sie nicht nur mit Universitäten und Forschungsinstitutionen zusammenarbeiten sollten, sondern auch mit kleineren Unternehmen.“ Bislang hätten Konzerne sich die Expertise eingekauft und für sie interessante Unternehmen kurzerhand übernommen. Heute aber wollten sie, dass die Kleinen sich weiterhin unabhängig entwickeln und dadurch innovativ bleiben. Vinnova hat es in den eigenen Zielen so formuliert: Wir regen dort zur Zusammenarbeit an, wo Wissen und Fertigkeiten aus verschiedenen Perspektiven aufeinandertreffen. Wenn nun große Konzerne kleine Unternehmen erhalten wollen, um von ihnen zu lernen, hat die Behörde bereits einiges erreicht.

 www.change-magazin.de



DR. BRIGITTE MOHN

Mitglied des Vorstandes der Bertelsmann Stiftung

Brigitte Mohn promovierte nach ihrem Studium und absolvierte ein MBA-Studium an der WHU Koblenz und am Kellogg Institute in den USA. Sie ist Vorsitzende des Kuratoriums der Stiftung Deutsche Schlaganfall-Hilfe. Seit 2005 gehört sie dem Vorstand der Bertelsmann Stiftung an und verantwortet dort die Programmbereiche LebensWerte Kommune, Versorgung verbessern – Patienten informieren, Zukunft der Zivilgesellschaft sowie die Einheit Transfer & Skalierung.

Kontakt:

✉ brigitte.mohn@bertelsmann-stiftung.de

🌐 [linkedin.com/in/brigitte-mohn](https://www.linkedin.com/in/brigitte-mohn)



Deutschland und Europa müssen *innovativer werden*

 Brigitte Mohn

 Jan Voth

Innovationen sind der Treiber einer prosperierenden wirtschaftlichen Entwicklung. Für die Stärkung unserer Innovationskraft ist in Deutschland und Europa großes Potenzial vorhanden. Die Steigerung unserer Innovationsfähigkeit stellt nicht nur wirtschaftlich eine wichtige Dimension dar, sondern festigt zugleich unsere Souveränität als Gesellschaft. Denn damit sichern wir den gesellschaftlichen Wohlstand und schaffen zugleich den Handlungsspielraum, um die großen gesellschaftlichen Herausforderungen unserer Zeit im Einklang mit unseren europäischen Werten gemeinsam lösen zu können.

Zunehmend bedeutsam für Innovationskraft, Produktivität und Wettbewerbsfähigkeit ist dabei neben dem Sachkapital das Wissenskapital, das heißt Faktoren wie Forschungs- und Entwicklungsergebnisse, Software und Datenbanken, Urheberrechte oder Weiterbildung. In fast allen Ländern hat die Bedeutung des Wissenskapitals seit der Finanzkrise am Ende der Nullerjahre zugenommen. Gegenüber 2007 hat sich der Zuwachs dieses immateriellen Kapitals in den USA, in Deutschland, Frankreich und anderen Euroländern um mehr als 20 Prozent erhöht.

Zusätzlich wissen wir, dass die fortschreitende Digitalisierung regionale Ungleichgewichte bei Innovationen erheblich verstärkt und sich im internationalen Maßstab ein Großteil der digitalen Innovationsaktivität auf einige wenige besonders innovative Hotspots konzentriert. So vereinen zum Beispiel Tokio, Seoul, San Francisco, Osaka und Paris allein 22 Prozent aller Patente weltweit auf sich.

Gerade deutsche Unternehmen müssen hier zulegen. Aktuelle repräsentative Umfrageergebnisse im Industrie- und Dienstleistungsverbund zeigen, dass nur ein Viertel der 1.000 befragten Unternehmen über die nötige Innovationskompetenz, Innovationsorganisation und Innovationskultur verfügt, um ihre Wettbewerbsposition langfristig zu sichern.

Doch wie können wir die Innovationskraft in Deutschland und Europa stärken?

Erstens: Wir brauchen eine ambitionierte und ressortübergreifende innovationspolitische Strategie. Dabei ist entscheidend, dass wir die Förderung neuer Schlüsseltechnologien mit dem Ziel verknüpfen, drängende gesellschaftspolitische Probleme zu lösen.

Zweitens: Wir brauchen wirksame Förderstrukturen für Sprunginnovationen. Hier ist mit der Gründung der deutschen Agentur für Sprunginnovationen SprinD ein erster Schritt getan worden. Wichtig wird nun, diese mit einem gesamteuropäischen Ansatz zu verknüpfen.

Drittens: Wir müssen die Bedingungen zur Gründung von Hightech-Start-ups verbessern. Im Unterschied etwa zu Israel oder den USA gibt es hierzulande viel zu wenige Gründer, die aus der Universität heraus mit einem innovativen Geschäftsmodell den Schritt ins Unternehmertum wagen. Das liegt oft auch an bürokratischen Hürden und grundsätzlichen Fehlansätzen im Wissenschaftsbetrieb. Mit der Founders Foundation in Bielefeld bilden wir seit vier Jahren die junge Gründergeneration aus und bauen so in der Region Ostwestfalen-Lippe ein neues Start-up-Ökosystem auf. Bisher wurden 350 Gründertalente ausgebildet, woraus 25 Start-ups entstanden sind. Die fortgebildeten Unternehmer erwirtschaften kumuliert 24 Millionen Euro (2019) und haben etwa 400 Arbeitsplätze geschaffen. Was in unserer Region funktioniert, kann auch auf andere Regionen übertragen werden.

Viertens: Wir müssen langfristig darauf hinwirken, dass Unternehmertum ein positives Leitbild in der Gesellschaft ist. Schon in der Schule können wir Wirtschaftskompetenz und unternehmerisches Denken in die Lehrpläne integrieren und ein innovations- und technologieoffenes Mindset fördern.

Wenn wir dies alles beherzigen, sind wir langfristig auf einem guten und nachhaltigen Weg für ein innovatives Deutschland und Europa.

„Intellectual Humility“



Katja Guttman



David Hills



Februar 2020



regnerisch, 12 °C

„An etwas zu glauben, macht es nicht wahr.“ In unserer Welt gibt es längst nicht mehr nur eine Wahrheit, sondern viele unterschiedliche Varianten, die in sogenannten digitalen Informationsblasen gehegt und gepflegt werden. Für den Philosophen Michael Patrick Lynch birgt dies eine enorme Gefahr für demokratische Systeme. Im Gespräch erklärt er uns seinen Ansatz einer „Intellectual Humility“, mit dem wir diesem Problem entgegentreten können.



CONNECTICUT, USA



Eine Gesellschaft von Bessermenschen: Um wieder zu einem gemeinsamen Gespräch zurückzufinden, muss das digitale Leben neu strukturiert werden, fordert Philosoph Michael Patrick Lynch.



Um die Informationsblasen zum Platzen zu bringen, die unsere gemeinsame Realität in der Demokratie immer mehr auseinanderdriften lassen, schlägt Michael Patrick Lynch eine neue Grundhaltung vor: „Intellectual Humility“ – sich selbst infrage stellen und von anderen lernen. Zu idealistisch? Vielleicht. „Aber ohne eine Vision kann es keine gesellschaftlichen Veränderungen geben“, sagt der US-amerikanische Buchautor und Philosophieprofessor.

change | Professor Lynch, leben wir in unterschiedlichen Realitäten, in denen Algorithmen bestimmen, wie wir die Welt sehen?

PROF. MICHAEL PATRICK LYNCH | In der Tat: Zu einem großen Teil leben wir in separaten Wirklichkeiten. Diese existieren nicht vollkommen unabhängig voneinander, sondern in Informationsblasen. Wir

holen uns unsere Informationen aus unterschiedlichen Quellen, benutzen verschiedene Methoden und isolieren uns von widersprüchlichen Informationen, die wir wegen unserer politischen Überzeugung nicht als wahr akzeptieren wollen. Dafür haben wir eine Online-Gesellschaft von „Freunden“ erschaffen, die uns immer wieder neu bestätigt. Eine Demokratie im besten Sinne sollte allerdings eine gemeinsame Sphäre der Vernunft sein, wie es Jürgen Habermas definiert hat, in der ein öffentlicher Diskurs stattfinden kann.

Dieser verläuft nicht immer ideal oder zufriedenstellend, aber er verbindet uns als menschliche Wesen. Die zunehmende Polarisierung und Fragmentierung unserer Online-Gesellschaft macht den Diskurs aber immer schwieriger: Der gemeinsame Raum verschwindet einfach.



Menschen leben jeweils in ihren eigenen Wirklichkeiten, in Informationsblasen, die sich zunehmend voneinander isolieren und eine eigene „Stammesarroganz“ bilden.

Welchen Einfluss hat das auf unser gesellschaftliches Miteinander?

Wir identifizieren uns durch eine Art Stammeszugehörigkeit. Wir fühlen uns Leuten zugehörig, die ähnlich ticken. Das Interessante an dieser Art von Zugehörigkeit ist, dass wir uns gleichzeitig von den anderen „Stammesgruppen“ distanzieren: Wir halten uns für überlegen, wir sind davon überzeugt, mehr zu wissen. Dann wenden wir uns online an unsere geschlossenen Blasen und finden dort Leute, die uns bestätigen, dass wir in der Tat mehr wissen. Die Leute in den anderen Blasen erscheinen uns dagegen schlecht informiert, nicht vertrauenswürdig und haben keine Ahnung, wovon sie reden.

Das nährt eine Grundhaltung, die ich „Grundhaltung der Arroganz“ nenne. Unsere Gruppe hat alle

richtigen Antworten auf die wichtigsten Fragen. Das heißt, wir brauchen uns gar keine Mühe machen, die Wahrheit herauszufinden, indem wir uns in diesen chaotischen Raum der Demokratie begeben, wo wir Sachen klarstellen, Beweise anschauen und diskutieren müssen. Warum denn der Wahrheit auf diese schwierige, ermüdende, kontroverse Art nachjagen, wenn sowieso alles klar ist? Diese Form von „Stammesarroganz“, in der sich nicht nur ein „wir gegen die anderen“, sondern auch ein „wir sind besser als die anderen“ zeigt, spielt eine große Rolle in unserer postfaktischen Kultur.

Sind Fakten im postfaktischen Zeitalter tatsächlich irrelevant geworden?

Wahrheit bleibt natürlich immer Wahrheit. Zwei plus zwei wird auch morgen nie fünf sein, egal was

die Gedankenpolizei wie in George Orwells Roman „1984“ behauptet. Aber Menschen machen sich auch keine Sorgen, weil die Wahrheit einfach verschwindet, sondern über den Wert von Wahrheit in unserer Demokratie. Und das ist tatsächlich beunruhigend: die derzeitige Geringschätzung der Wahrheit.

Sie nennen es auch das „goldene Zeitalter der Informationsverschmutzung“. Was meinen Sie damit?

Informationsverschmutzung ist das Abladen von Informationen in der Medienlandschaft, wo sie toxisch werden, weil sie absichtlich verfälscht sind oder in die Irre führen. Wo sie sozusagen nur als Gerücht in die Welt gesetzt werden. Das beste Beispiel sind Fake News: falsche Nachrichten, die verbreitet werden, um einen politischen Vorteil oder Profit daraus zu ziehen.

Damals, „in der guten alten Zeit der späten 1990er-Jahre“, haben Philosophen wie ich davon geträumt, dass das Internet Wissen demokratisieren wird. Und das ist natürlich auch zu einem gewissen Teil passiert, denn es wird für Menschen immer leichter, Zutritt zur Welt der Informationen zu bekommen. Zu einer Welt, die wir buchstäblich in unserer Tasche tragen.

Aber der Traum von einer Demokratisierung des Wissens hat sich in einen dunklen Albtraum verwandelt. Einen Albtraum, den wir jetzt in den Demokratien und Regierungen auf dem ganzen

PROJEKT DER BERTELSMANN STIFTUNG

MONITORING DER DEMOKRATIE

Die Demokratie steht unter Druck, in Deutschland und auf globaler Ebene. Widerstände und Akzeptanzverluste nehmen zu, während wir gleichzeitig handlungsfähige Institutionen brauchen, um drängende Probleme zu lösen. Das Projekt analysiert, woraus sich die demokratische Legitimität internationaler Organisationen speist und wie sie sich steigern lässt. Über eine Stärken-Schwächen-Analyse der Demokratie in Deutschland werden Lösungsvorschläge für zentrale Herausforderungen erarbeitet.

Weblink:

 www.bertelsmann-stiftung.de/monitoringderdemokratie

Kontakt:

 Dr. Robert Vehrkamp

 robert.vehrkamp@bertelsmann-stiftung.de

Globus beobachten können. Das Internet wird dazu benutzt, den politischen Diskurs mit Informationsverschmutzung zu verpesten. Das passiert bei Facebook, bei WhatsApp, bei Instagram und bei Twitter. Die Plattformen sind alle anfällig. Und natürlich wird dieses „goldene Zeitalter“ erst durch diese Plattformen ermöglicht.

Aber wir selbst können uns auch nicht aus der Affäre ziehen: Wir alle, und dazu gehöre ich auch, nehmen an der Verschmutzung dieses gemeinsamen Raums der Demokratie teil. Wir reflektieren zu wenig über das, was wir online tun. Zum Beispiel: Wir teilen politische Newstoriys. Das ist eine Art von politischer Kommunikation, bei der die meisten Menschen davon überzeugt sind, wichtige Informationen weiterzuleiten. Sie wollen damit ausdrücken: Ja, das stimmt, ich empfehle das oder schließe mich an. Daten zeigen aber, dass die meisten gar nicht gelesen haben, was sie teilen! Jüngsten Studien zufolge haben nur vier von zehn Menschen eine Story überhaupt durchgeklickt. 60 Prozent der Leute lesen also nur die Überschrift.

Da sollten wir uns doch fragen, was die eigentliche Funktion dieses kommunikativen Akts des Teilens ist. Es geht uns nicht um die Informationen an sich, wenn wir sie noch nicht mal gelesen haben. Meiner Ansicht nach wollen wir stattdessen unsere „Stammesüberzeugungen“ ausdrücken. Wir sagen: Das sind die Leute, zu denen ich gehöre, oder das sind Leute, gegen die ich bin.

Es gibt immer mehr Daten und Informationen, aber immer weniger Zeit, sich damit zu beschäftigen. Welche Werkzeuge brauchen wir, um uns dagegen zu wehren?

Wenn wir den Zynismus gegenüber der Wahrheit bekämpfen wollen, gehört dazu die Neustrukturierung unseres digitalen Lebens. Ich finde nicht, dass wir komplett aus dem digitalen Leben auschecken sollten, das hilft nichts. Ich arbeite mit Studenten hier an der Universität Connecticut beispielsweise daran, Kommentarfunktionen bei Nachrichten-Plattformen zu verbessern.

Aber diese Probleme sind nicht nur technischer Natur, es sind auch menschliche Probleme. Wenn wir sie lösen wollen, dann müssen wir uns bestimmten Werten neu verpflichten. Zum Beispiel der Reflexion und dem Überdenken der eigenen Vorurteile.

Für mich ist objektive Wahrheit kein so kompliziertes Konzept. Sie kann mit zwei Ideen erfasst werden.

Der Philosophieprofessor nennt Wissenspolarisierung eine besonders bösartige Form der Polarisierung: Die Leute zweifeln die Quellen des jeweils anderen an, manchmal auch die Methode.

„Es gibt Dinge, die du noch nicht glaubst, die aber trotzdem wahr sind.“

PROF. MICHAEL PATRICK LYNCH



Erstens: An etwas zu glauben, macht es nicht wahr. Und: Es gibt Dinge, die du noch nicht glaubst, die aber trotzdem wahr sind. Das sind dann die Grundzüge von „Intellectual Humility“. Wenn man mit Leuten redet, die einen anderen Standpunkt haben, dann kann das eine Herausforderung sein, aber eben auch eine Bereicherung.

Für den Ausdruck „Intellectual Humility“ eine deutsche Übersetzung zu finden, ist schwierig. Er könnte „Bescheidenheit“, aber auch „Demut“ heißen. Können Sie das Konzept erklären?

Auch auf Englisch kann „Intellectual Humility“ nur als ein technischer Ausdruck verstanden werden. Er war aber der beste Begriff, den ich finden konnte. „Intellectual Humility“ ist eine Grundhaltung. Es geht zum einen darum, die eigenen Beschränkungen zu erkennen, zum Beispiel dass man auch selbst Vorurteile hat.

Zum anderen sollte man den Willen zeigen, die eigene Weltsicht dadurch zu erweitern, dass man sich mit den Erfahrungen auseinandersetzt, die andere Menschen mitbringen. Das meine ich mit „Intellectual Humility“. Bei sich selbst festzustellen: Ich bin nicht perfekt. Und mit anderen zusammenzuarbeiten, um neue Erkenntnisse zu gewinnen.

Oft sind wir zu dieser Selbstreflexion aber gar nicht fähig, vor allem, weil wir in den beschriebenen Informationsblasen leben.

Ich weiß, dass das sehr ehrgeizig klingt. Es ist idealistisch zu denken, dass wir unsere Kommunikation ändern können. Aber ich bin ein kompromissloser Idealist, dafür entschuldige ich mich nicht. Soziale Änderungen herbeizuführen, geht nicht ohne eine Vision: Mit „Intellectual Humility“ können wir eine bessere Gesellschaft erschaffen.

Um das zu fördern, müssen wir auf der Ebene der Institutionen anfangen. Ein konkretes Beispiel: Vorurteilstraining. Das wird bereits von vielen Unternehmen weltweit praktiziert. Wenn Vorurteilstraining effektiv ist, dann zeigt es den Teilnehmern nicht nur, wie sie eine Situation aus den eigenen Vorurteilen heraus bewerten, sondern auch, dass andere Menschen dieselbe Situation von einer völlig anderen Warte sehen und wie wichtig es ist, deren Erfahrungen ebenfalls in Betracht zu ziehen. Das sind genau die beiden Komponenten von „Intellectual Humility“. Das ist ein Beispiel für institutionelle Veränderung, mit dem wir uns direkt beschäftigen können. Die Richtung gibt uns bereits Hoffnung.

Wie sieht es mit Wissenspolarisierung aus, hat sie auch mit Informationsverschmutzung zu tun?

Wissenspolarisierung ist eine besonders böartige Form der Polarisierung. Sie passiert, wenn wir uns uneinig sind über die Methoden, mit denen wir Wissen erzeugen, also über unsere Quellen, unsere grundlegenden wissenschaftlichen Praktiken. Das Unheimliche daran ist, dass dies im Kern ein echtes philosophisches Problem ist, das bis zu griechischen Philosophen wie Sokrates zurückreicht. Er hat damals schon festgestellt: Wenn du meine Methode infrage stellst, mit der ich die Wahrheit suche, wie soll ich mich verteidigen?

Das ist genau die Situation, in der wir uns heute auch befinden. Die Leute zweifeln die Quellen des jeweils anderen an, manchmal auch die Methode. Und so erreichen wir ein Patt, in dem jeder sagt: Du kannst deine Sicht der Dinge genauso wenig verteidigen wie ich meine. So ein Problem tritt immer auf, wenn in einer Kultur eine gewisse Unruhe herrscht. Zum Beispiel während der Reformation und der Gegenreformation, da ging es um die knifflige Frage, wer die religiöse Wahrheit besitzt. Ähnlich verlief der Streit zwischen Wissenschaft und Religion während der Aufklärung.

Noch beunruhigender ist: Eigentlich gibt es gar keine so große Wissenspolarisierung. Nur reicht die Wahrnehmung, dass angeblich über die Methoden zur Wahrheitsfindung Uneinigkeit herrscht, schon aus, das Vertrauen in die Experten zu zerstören, so zum Beispiel bei Wahlumfragen, beim Thema Impfungen oder beim Klimawandel. Tatsache ist, dass 99,9 Prozent der Wissenschaftler übereinstimmen, dass der Klimawandel ein echtes Phänomen ist. Vielen Politikern passt es aber in den Kram zu behaupten, es gebe eine wissenschaftliche Uneinigkeit über den Klimawandel. Sie stellen die Polarisierung größer dar, als sie wirklich ist. Die unheimliche Sache mit der Wissenspolarisierung ist, dass sie zu Bürgerkriegen oder Revolutionen führen kann, wenn die Vernunft einfach aufgibt und die Waffen sprechen.

Wie haben wir die Chance, wieder aus dieser Pattsituation herauszukommen?

Ein klares Rezept ist, dass Regierungen mehr Stellung beziehen. Bei den Themen „Wie werden Informationen verbreitet?“ und „Wer hat Zugang zu Informationen?“ hat die Europäische Union beispielsweise stärkere politische Entscheidungen getroffen als die USA: Die EU motiviert große digitale Plattformen, die Auswirkungen von Wissenspolarisierung online zu

DIE MEISTEN LESEN NICHT,
WAS SIE TEILEN

60%

DER LEUTE LESEN NUR
DIE ÜBERSCHRIFT.



today, 8:15

#fakenews

share

today, 8:15

cool! #myopinion



today, 8:15

#scandal!!!

share

today, 8:15

no way!

„Goldenes Zeitalter der Informationsverschmutzung“ nennt Lynch das willkürliche Abladen von Informationen in die Medienlandschaft: Dort werden sie toxisch, weil sie absichtlich falsch sind oder in die Irre führen.

verringern. Ob das effektiv ist, wissen wir noch nicht, aber das ist die richtige Strategie.

Unsere Regierungsvertreter sollten zum Beispiel mehr Druck auf Facebook ausüben, wo Lügen bei politischer Werbung kein Riegel vorgeschoben wird. Das richtet Schaden an und verursacht Informationsverschmutzung. Facebook beschäftigt sich bereits damit, aber wir brauchen natürlich auch den politischen Willen.

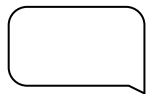
Das bringt uns zurück zum Individuum: Man kann keine Gruppe zum Handeln bringen, wenn man nicht den Einzelnen bewegt. Und das geht nur, wenn man verändert, was Menschen als Wert schätzen. Grundlegende soziale Veränderungen müssen auch immer einen Appell an die moralische Verantwortung des Einzelnen beinhalten. Nehmen Sie zum Beispiel die Bürgerrechtsbewegung in den USA. Wie haben Bürgerrechtler ihre Ziele erreicht? Zum Teil durch die Institutionen, durch gesetzliche Veränderungen und durch Politiker, die den politischen Willen hatten. Aber sie haben auch das

Thema der moralischen Verantwortung auf den Tisch gebracht – von Martin Luther King bis zu Malcolm X. Das Gleiche passierte auch in der Schwulenbewegung: politischer Wille, Gesetze und individuelle Entwicklungen.

Was bedeutet das aber für unsere Demokratien? Was ist die Zukunft?

Demokratien sind in der Tat bedroht. Alle Probleme, über die wir hier reden – die Wissenspolarisierung, die Arroganz, die Informationsverschmutzung –, sind direkte Angriffe auf unsere Werte. Meiner Meinung nach sollten Demokratien deshalb ein Interesse daran haben, Wissenschaft und Lehre zu unterstützen. Wir brauchen auf jeden Fall gut informierte Bürger, sorgfältige, reflektierende und wirkungsvolle Erwägungen. Wir brauchen mehr Bürger, die gemeinsam diskutieren können. Das ist kein vereinzelt Problem, sondern ein fundamentales Problem für die Demokratie. Ich glaube, wir sind an einer gefährlichen Stelle. Und zwar weltweit. Die demokratischen Organe haben keine Garantie zu überleben, wenn wir uns nicht für sie einsetzen.

Prof. Lynch sieht die Gefahr und die Chancen: Demokratien sind bedroht, aber wir können uns für sie einsetzen.






„Wenn man mit Leuten redet, die einen anderen Standpunkt haben, dann kann das eine Herausforderung sein, aber eben auch eine Bereicherung.“

PROF. MICHAEL PATRICK LYNCH



Aber Sie beschreiben ja auch, dass Wahrheit, ähnlich wie Glück, nur auf Umwegen zu erreichen ist ...

Schon die alten griechischen Philosophen haben sich das gefragt: Wie weiß ich, ob ich wirklich glücklich bin? So ist das auch mit der Wahrheit: Man kann sich nie sicher sein, ob man die richtige Antwort auf eine Frage hat. Deshalb sollten wir uns lieber fragen, was uns näher ans Ziel bringt. Denn das Leben ist eine Reihe von kleinen Schritten auf einem schwierigen Pfad einen steilen Berg hinauf. Wenn man so über Wahrheit nachdenkt, dann macht man sich frei von der Idee, dass die ganze Bergsteigerei nur einen Wert hat, wenn man oben am Gipfel ankommt. Denn wissen Sie, was wirklich gut ist? Das Bergsteigen an sich. Das kann die Belohnung sein und uns zu besseren Menschen machen. Das ist die Essenz des demokratischen Lebens, nämlich zu versuchen, diesen Berg zu besteigen und dem Gipfel nahezukommen. Das ist ein Wert für sich. Und das ist ein Wert, den wir gerade nicht vergessen sollten.

 www.change-magazin.de



PROF. MICHAEL PATRICK LYNCH

Als Professor für Philosophie an der University of Connecticut beschäftigt sich Michael Patrick Lynch mit Wahrheit, Demokratie, öffentlichem Diskurs und Technologie-Ethik. Sein jüngstes Buch „Know-it-All Society: Truth and Arrogance in Political Culture“ handelt von Arroganz in politischen Diskussionen. Lynch schreibt Philosophiebeiträge für die „New York Times“. Er trat bei der kalifornischen Innovations-Konferenz TED und dem Festival South by Southwest in Texas auf. Für seine Arbeit wurde er von seiner Universität mit der Medaille für Exzellenz in Forschung ausgezeichnet.

Kontakt:

 @Plural_truth

Wir leben in *einer Welt*



Liz Mohn



Jan Voth



Die Wahrheit ist heute umstrittener denn je. Insbesondere die sozialen Netzwerke bieten eine Plattform, um alles sekundenschnell weiterzuverbreiten. Auch abwegigste Meinungen sind für jeden sichtbar – und der Wahrheitsgehalt tritt in den Hintergrund.

Wem kann man in solchen Zeiten noch vertrauen? Wie kann man in einer zerrissenen Welt demokratische, menschliche Werte leben? Dies sind Fragen, die mich immer wieder beschäftigen. Beim letzten Salzburger Trilog haben wir mit über 30 internationalen Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Kultur darüber diskutiert, wie dieses Vertrauen wieder zurückgewonnen werden kann.

Tatsache ist: Der Druck auf die Demokratien weltweit wächst. Der Verlust der Glaubwürdigkeit von Fakten, Wirklichkeit und Wahrheit, der Verlust des Vertrauens in gewählte Vertreter und Medien, die Verleugnung empirischer Beweise und die verstärkte Polarisierung unserer Gesellschaften durch die sozialen Medien sind eine gefährliche Mischung.

Die Folgen für unsere Gesellschaften sind gravierend: In einer Umfrage der Bertelsmann Stiftung für den Salzburger Trilog sagten sechs von zehn Befragten in Deutschland und Österreich, dass sie richtige Informationen von falschen nur schwer unterscheiden können.

Unterschätzen wir die enormen Veränderungen in der Welt?

In Zeiten der Digitalisierung und Globalisierung fürchten viele Menschen den Wandel. Sie haben Angst vor der Zukunft. Sie suchen Sicherheit, Orientierung und Geborgenheit. Zugleich vereinen immer mehr Menschen und ziehen sich in die Welt des Internets zurück. Unsere Gesellschaften bestehen immer mehr aus Einzelgängern. Dies ist eine Gefahr für die Demokratie und den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Ohne Gemeinschaft kommt keine Gesellschaft zurecht.

Die Politik ist hier manchmal überfordert. Finden unsere Politiker die passenden Antworten? Haben sie bei ihren Entscheidungen die richtigen Erkenntnisse zur Hand? Ich bin überzeugt: Auch in der Politik brauchen

wir mehr Expertenwissen. Wir brauchen positive Vorbilder in allen Teilen unserer Gesellschaft – auch in der Politik. Darüber hinaus gilt: Bestehende globale Herausforderungen – wie die des technologischen Wandels oder der Digitalisierung – lassen sich nicht mehr lokal oder national bewältigen. Wir sind voneinander abhängig geworden. Wir müssen lernen, damit umzugehen. Wir müssen gemeinsam Wege finden, wie wir all diese Herausforderungen bewältigen. Wir müssen von der Welt lernen, und wir müssen schneller lernen.

Außerdem müssen wir über die Frage der Ethik und der Gesetze sprechen. Internationale Gesetze müssen die Basis für unsere weltweite digitale Zukunft bilden. Wir brauchen ein gemeinsames Verständnis von Werten: Toleranz, Freiheit, Solidarität und Menschlichkeit sind das Fundament einer funktionierenden Gesellschaft. Wir brauchen den sachbezogenen Dialog, um in der Gesellschaft neues Vertrauen zu schaffen. Wir brauchen Visionen von einer gemeinsamen Zukunft unserer Welt, in der Menschen friedlich zusammenleben. Denn: Wir leben in einer Welt!



LIZ MOHN


Stellv. Vorsitzende des Vorstandes der Bertelsmann Stiftung


Nach dem Tod ihres Mannes Reinhard Mohn repräsentiert Liz Mohn die fünfte Generation der Eigentümerfamilien Bertelsmann/Mohn. Sie ist stellvertretende Vorsitzende des Vorstandes und des Kuratoriums der Bertelsmann Stiftung. Liz Mohn verantwortet u. a. die Programme Deutschland und Asien, Kompetenzzentrum Führung und Unternehmenskultur, Lebendige Werte, Unternehmen in der Gesellschaft sowie das Projekt NEUE STIMMEN.


Kontakt:


✉ liz.mohn@bertelsmann-stiftung.de

Zwischen *Illusion und Ideal*

 Jo Berlien

 Sabina Paries

 Dezember 2019

 leicht bewölkt, 11 °C

Europa zwischen Illusion und Ideal, zwischen höllischem Blue Fire Megacoaster und irdischer Brüsseler Bürokratie. Die Bilder und Gedanken, die uns beim Thema Europa durch den Kopf schießen, sind vielfältig – vor allem, wenn man unseren Kontinent so konzentriert wie im Europa-Park in Rust erlebt. Ein aufschlussreicher Spaziergang mit dem Autor André Wilkens.



RUST, DEUTSCHLAND

Europa ist eine ernste Angelegenheit. André Wilkens (links) und unser Autor Jo Berlien verschaffen sich in der Panoramabahn einen Überblick und loten ihren Spaziergang durch die Kulissen aus. Sich treiben lassen ist einfach, aber nicht der Plan.





Europa als Verlockung, als moderne Ausprägung von Jahrmarkt-Rummel: Treten Sie näher, verehrtes Publikum, treten Sie näher! Tauchen Sie ein in die Illusion Europa, erleben Sie schon heute das Ideal einer gütigen paneuropäischen Zukunft!

Es scheint zunächst eine merkwürdige Idee zu sein, in einem Vergnügungspark Gedanken über unseren Kontinent auszutauschen. Doch der Europa-Park im badischen Rust, zwischen Freiburg im Breisgau und Straßburg gelegen, ist tatsächlich ein geeigneter Ort, um locker über Europa zu reden. Wir erwarten André Wilkens zum Spaziergang durch die Kulissen. Wilkens ist gebürtiger Ostberliner und leitet die European Cultural Foundation in Amsterdam.

Vier Stunden lang schlendern und plaudern wir, ehe plötzlich der Ernstfall eintritt. Wagen wir es, da wir nun schon mal hier sind? Die Herausforderung nennt sich Blue Fire Megacoaster, die härteste Achterbahn im Park. In 2,5 Sekunden von null auf hundert. Vier Loopings inklusive 360-Grad-Schraube. Durchschnittliche Wartezeit: 45 Minuten. Heute: eine Minute. Also nichts wie rein!

Als alles vorbei ist und ich – sichtlich unter Schock – nur noch ein „Nie wieder im Leben!“ hervorbringen kann, lässt André Wilkens heraus, was er diskret verschwiegen hat: „Ich kenne das alles schon. Damals, in der DDR, habe ich eine Pilotenausbildung absolviert, halsbrecherische Manöver gehörten dazu. Früher oder später wäre ich in den Westen abgehauen.“

change | Herr Wilkens, wenn Sie die Augen schließen: Was sehen Sie, wenn Sie an Europa denken?

ANDRÉ WILKENS | Goldene Sterne auf blauem Grund. Die Europa-Fahne ist etwas Besonderes. Sie sticht heraus aus dem Quer- und Längsstreifen-Einerlei der Nationalflaggen.

Was war Ihr Impuls, das Buch „Der diskrete Charme der Bürokratie – Gute Nachrichten aus Europa“ zu schreiben?

Ich schrieb gegen eine „Europa schafft sich ab“-Stimmung an. Zumal ich eine andere Geschichte

erzählen kann. Die begann hinter der Mauer. Von Ostberlin führte sie mich nach Brüssel, London, Turin, Genf und jetzt nach Amsterdam.

Der Titel Ihres Buches spielt auf Luis Buñuel an. In seinem Film „Der diskrete Charme der Bourgeoisie“ spottet er über die High Society und die dekadente Sinnlosigkeit ihrer Rituale. Sie spotten nicht.

Ich höre häufig von Europa-Fans: „Aber diese Bürokratie!“ Ich frage jedes Mal zurück: „Was ist so schrecklich daran?“ Ich bin Berliner, die preußische Bürokratie ist berüchtigt. Aber keiner sagt: „Wir schaffen Berlin ab, nur weil wir den Flughafen nicht hinkriegen.“

„Solange die Europäer das Feld nicht ihren Gegnern überlassen, ist Europa nicht verloren.“

Jetzt spotten Sie doch ...

Nö! Im Gegenteil. Europa ist toll – gerade auch wegen der Bürokratie. Über Jahrhunderte haben sich die Länder des Kontinents bekriegt. Seit wir uns eine Bürokratie geschaffen haben, die jeden Tag für uns die Konflikte austrägt, ist Ruhe. Das ist eine zivilisierte Art von Konfliktlösung.

Sie beschreiben die EU als zivilisierende Kraft. Wie robust ist die EU?

Schauen Sie zurück auf den Höhepunkt der Euro-Krise 2009/2010. Viele waren sicher, dass der Euro den Bach runtergeht. Tatsächlich sind wir besser als befürchtet durch die Krise gekommen. Der Brexit, so hieß es, würde der Anfang vom Ende der EU sein. Tatsächlich rückte die EU eher zusammen. Solange die Europäer das Feld nicht ihren Gegnern überlassen, ist Europa nicht verloren.

Ganz nahe und vertraut: Frankreich und Italien liegen nur zwei Metrostationen entfernt, in Griechenland scheint auch im Europa-Park immer die Sonne; in London steigt André Wilkens aus dem Doppeldecker, mit dabei der zusammengeklappte blaue EU-Schirm mit Sternenkranz.

Warum erleben wir, wie Sie schreiben, gerade eine Sturm-und-Drang-Phase der europäischen Öffentlichkeit?

Weil wir bereits immer mehr gesamteuropäisch denken, ohne dass es uns bewusst ist. Wir schauen sehr genau und etwas bang nach Paris, wenn dort ein neuer Präsident gewählt wird. Wir schauen nach Griechenland und staunen neuerdings sogar, was auf Malta los ist. Es ist uns nicht egal, was in unserer Nachbarschaft passiert. Und beim Fußball wissen viele von uns sehr genau, wie in Turin, Madrid, Leeds, Amsterdam und neuerdings sogar Leipzig gespielt wird. Die Digitalisierung ermöglicht uns eine Öffentlichkeit, wie es sie nie zuvor gegeben hat. Wir haben die technischen Mittel, und das Interesse an europäischen Themen wächst. Jetzt ist die Zeit, daraus eine übernationale Öffentlichkeit zu machen.

Aber die Sprachenvielfalt und die mangelnde Verständigung bleiben.

Warten wir's ab. Schauen Sie, was künstliche Intelligenz und maschinelle Übersetzung zu leisten imstande sind. Eine Nachrichten-Website aus Spanien werden wir bald in Deutsch oder Isländisch lesen können. Wäre ich ein europäischer Medienmacher, ich würde das ausnutzen. Es macht einen Unterschied, ob ich potenziell 80 Millionen Deutsche bespielen oder 500 Millionen Europäer. Warum sollten die europäischen Medien diese Reichweite Facebook, Google und Netflix überlassen?



Rührt Sie die Idee des Achterbahn-Architekten Franz Mack, hier im Park Europa als Spielwiese nachzubauen?

Die Geschäftsidee ist charmant: Europa gibt so viel her, dass man einen Vergnügungspark daraus machen kann. Und die Leute bezahlen sogar Eintritt! Es lohnt sich, das zu erleben.

Herr Wilkens, Sie sind Vater: Was macht es mit Kindern, die mehrmals im Jahr hierherkommen und bei jedem Besuch 100-mal in diesem spielerischen Umfeld das Wort „Europa“ eingehämmert bekommen?

Ob es mehr verfängt als der Sachkundeunterricht in der Schule, weiß ich nicht. Auf jeden Fall wäre es toll, wenn die Kinder hier herausgingen und sagten: „Europa macht Spaß!“

Hier treffen sich Deutsche, Franzosen, Schweizer. Häufig ziehen sich die Nationalitäten in ihre Quartiere zurück und essen dort. Überrascht Sie das?

Vielleicht ist es ja so, dass die Besucher in ihrer Heimatstadt ins Thai-Restaurant gehen, Falafel oder Burger essen – und hier schauen sie sich mal an, was es in ihrem eigenen Land so gibt.

„Europa macht Spaß!“



Sie appellieren: „Europa braucht Grundvertrauen!“ Die Generation von Erasmus-Studierenden ergreift diese Möglichkeit. Aber ein Viktor Orbán ist insgesamt 15 Jahre in Ungarn an der Macht. Worauf und auf wen setzen Sie? Emmanuel Macron hat gezeigt, was möglich ist, wenn man nicht nur versucht, sich durchzumogeln, sondern wenn man sich gegen einen Trend stemmt und sagt: „Meine Agenda ist total anders, sie ist proeuropäisch, eine Agenda der Offenheit und des Probleme-Angehens, eine Reformagenda.“ Ich wünsche mir, dass er dranbleibt und es gleichzeitig auch besser macht.

Sie haben für die EU-Kommission gearbeitet. In Ihrem Buch beklagen Sie, wie die Regierungschefs in kleinen Zirkeln Politik machen und der EU-Kommission Entscheidungen zur Verkündung unterschieben. Was erwarten Sie von Ursula von der Leyen? Ob sie ein zweiter Jacques Delors werden kann? Sie ist Machtpolitikerin, spricht mehrere Sprachen und hatte mit ihrem Fokus auf einen europäischen



Green Deal einen guten Aufschlag. Andererseits wurde sie mit den Stimmen der Rechtsnationalen gewählt und musste bei ihrem zuständigen Minister für den „European Way of Life“ womöglich Zugeständnisse machen. Ich wünsche mir, dass sie aus dem Verlautbarungsorgan EU-Kommission ein Powerhaus macht, wie sie es unter Jacques Delors war. Eine Kommission, die Dinge anstößt, progressiv und clever ist.

Ein Europa der souveränen Nationalstaaten gilt vielen als unumstößliches Grundmodell, das Identitäten bewahrt. Und das stimmt ja auch: Wer lange im Ausland lebt, nimmt sich viel stärker als Deutscher wahr. Braucht es also die Nationalstaaten auch künftig?

Nehmen Sie das Schweizer Modell: Die Schweiz hat 26 Kantone, also etwa so viele wie die EU Mitgliedsländer. Die Kantone haben eine starke Identität. Dieses System hat sich im Verlauf von 800 Jahren entwickelt. Und wir versuchen, das innerhalb von ein paar Jahrzehnten hinzubiegen und wollen jetzt schon die Nationalstaaten abschaffen. Gönnen wir uns ein bisschen Schweizer Geduld.



ANDRÉ WILKENS

André Wilkens (*1963 in Ostberlin) ist Direktor der European Cultural Foundation in Amsterdam und Autor des Buches „Der diskrete Charme der Bürokratie – Gute Nachrichten aus Europa“. Der studierte Politikwissenschaftler hat für die EU, Stiftungen und die UNO gearbeitet. Er ist Mitglied der Initiative „Die offene Gesellschaft“. Mit seiner deutsch-englischen Familie lebt er in Berlin.

Kontakt:

✉ awilkens@culturalfoundation.eu

🐦 @ECF_tweets



Sie leben seit 25 Jahren in einer deutsch-englischen Ehe und haben den Testfall Europa am Küchentisch.

Für mich war es anfangs wahnsinnig aufregend, mit jemandem verheiratet zu sein, der aus einer anderen Kultur kam, eine andere Geschichte hatte. Aufregend und bereichernd. Klar gibt es manchmal Probleme. Aber die Bereicherung überwiegt doch eindeutig. Früher habe ich nie Tee mit Milch getrunken, jetzt trinke ich nur noch Tee mit Milch. Hätte ich eine Frau aus Bayern, wäre auch Konfliktpotenzial da. Oder wenn meine Frau vom Land käme. Und auch dann hätte ich etwas dazugelernt.

In Europa herrscht freier Warenverkehr – aber der Alltag ist für alle, die in einem anderen EU-Mitgliedsstaat leben, immer noch schrecklich kompliziert.

Ich habe inzwischen in fünf Ländern gelebt – in meine Rentenübersicht wird hoffentlich alles irgendwie eingerechnet. Perfekt ist das nicht. Aber wir müssen sehen, wo wir herkommen. Ich bin hinter der Mauer aufgewachsen. Als die Berliner Mauer weg war, gab es immer noch

„Heute müssen wir aber aufpassen, dass wir nicht wieder in eine Trudelphase geraten und aus der Kurve fliegen.“

Grenzkontrollen in Europa. Man musste das Geld umtauschen. Vieles bewegt sich, ändert sich. Vielleicht wird der komplizierte Alltag schon bald von Digitalpionieren einfacher gemacht, von Leuten, die nicht mehr nur daran arbeiten wollen, dass ich die Pizza schneller geliefert bekomme, sondern an Dingen, die das Leben wirklich besser machen.

Der Europa-Park ist gut im Geschichtenerzählen. Wie könnte die mitreißende Erzählung eines neuen Europa lauten?

Wenn es einer schaffen würde, eine Art Hamilton-Musical (Musical von 2015 über den amerikanischen Gründervater Alexander Hamilton,

Rat an den Europarat in Straßburg: die Staatschefs 50 Kilometer südlich nach Rust schicken, alle ins niederländische Koffiekopjes-Karussell in zünftigem Delfter Porzellan-Blau setzen, ein paar Runden drehen lassen. Lockert ungemein.

PROJEKTE DER BERTELSMANN STIFTUNG



VISION EUROPE

Um gemeinsam Europa zu stärken und innovative Antworten auf die drängendsten Herausforderungen Europas zu geben, kooperiert die Bertelsmann Stiftung im Vision Europe Dialogue mit sieben führenden europäischen Thinktanks und Stiftungen. Ein besonderer Schwerpunkt liegt hierbei auf dem Thema „Souveränität, Subsidiarität und Gemeinschaftsgüter für Europa“, das mit einer internationalen Reflexionsgruppe renommierter Experten vorangetrieben wird.

Weblink:

www.bertelsmann-stiftung.de/vision-europe

Kontakt:

 Prof. Dr. Christian Kastrop
 christian.kastrop@bertelsmann-stiftung.de




EUPINIONS

Diese unabhängige Plattform erhebt, analysiert und kommentiert Einstellungen der europäischen Öffentlichkeit zu politischen Themen und Megatrends. Vier Mal jährlich befragt das Projekt europäische Bürger in allen EU-Staaten in 22 Sprachen.

Weblink:

www.eupinions.eu

Kontakt:

 Isabell Hoffmann
 isabell.hoffmann@bertelsmann-stiftung.de
 @eupinions





die Red.) für Europa zu schreiben – das wäre toll. Meine Tochter ist 14, die kennt jede Zeile aus diesem Musical und damit die amerikanische Geschichte viel besser als die europäische. Vielleicht ist das genau die Aufgabe für die Leute hier im Europa-Park. Europa gibt viel her, seine Geschichte ist eine mitreißende Achterbahnfahrt.

Auf welchem Streckenabschnitt befinden wir uns gerade?

Wir schießen auf einer langen Geraden dahin. Es ruckelt gerade ein bisschen, aber wir bewegen uns doch relativ stabil. Die Zeiten, die mein Großvater und Urgroßvater noch miterlebt haben, das war Looping ohne Anschnallen. Heute müssen wir aber aufpassen, dass wir nicht wieder ins Trudeln geraten und aus der Kurve fliegen.

Den Überblick im Europa-Park behalten: Die Nationalstaaten sind unverkennbar, im Zweifelsfall den Wegweisern folgen.

Es gibt die Utopie einer Republik Europa: Umwandlung der Nationalstaaten in einen Verbund von Metropolen und Regionen. Was halten Sie von dem Ansatz?

Das ist charmant, aber wohl eher ein theoretischer Ansatz. Lasst uns doch mit den Ebenen arbeiten, die wir haben. Wenn die europäische Ebene gestärkt wird, ist Deutschland die regionale Ebene. Wenn Sie nach Katalonien, Flandern, Schottland schauen, entwickelt sich Europa sowieso in diese Richtung, ohne dass wir von oben dirigieren müssen.

Werden Sie irgendwann vor den Europäischen Gerichtshof ziehen und eine europäische Staatsbürgerschaft für sich reklamieren?

Gibt es die nicht schon? Auf meinem Pass steht „Europäische Union“ und dann erst „Deutschland“. Interessant wird es für meine Frau. Auf ihrem britischen Pass steht auch „European Union“. Sie will diesen Pass nicht zurückgeben, aber wird sie nach dem Brexit noch europäische Staatsbürgerin sein? Sie sollte es für sich reklamieren.

„Wir müssen Europa nicht von oben dirigieren.“





„Europa ist eine Sharing Economy, wir sind aufgebaut auf Kooperation, sind gewissermaßen eine Gesellschaft des Teilens.“

Was halten Sie vom Prinzip einer geteilten Souveränität: Nationalstaaten, die Verantwortung abgeben an eine echte europäische Regierung, die ohne Rückversicherung vom Europäischen Rat Entscheidungen trifft?

Historisch betrachtet geht es ja in diese Richtung. Mir geht es um bessere Koordination und Effizienz: Warum sollen wir uns in Europa weiterhin 27 Armeen leisten? Wollen wir noch einmal gegeneinander antreten? Das Geld könnte man in einem riesigen Erasmus-Programm anlegen – für alle, die Zeit in einem anderen EU-Land verbringen wollen, egal ob sie nun Studierende sind oder Lehrlinge, Rentner oder Berufstätige.

Und am Ende gründen wir im Fußball eine EU-Auswahl?

Aber gegen wen würden wir dann spielen? (lacht) – Ich bin dafür, dass die Europäer bei Olympia mit der Nationalflagge und der europäischen Fahne antreten. Zählt man die Medaillen zusammen, gewinnt am Ende wahrscheinlich Europa. Noch ein Grund, stolz zu sein und so eine Europa-Story zu erzählen! Wir haben das Material, wir haben die Substanz, brauchen aber etwas mehr Selbstbewusstsein.

Was halten Sie von der Idee, den Brüssel-Komplex zu überwinden und einen anderen Ort für eine europäische Regierung zu finden?

Da bin ich sofort dafür. Es muss ja gar nicht eine der nationalen Hauptstädte sein, Deutschland hat lange gut mit Bonn gelebt. Ich wäre dafür, die europäische Hauptstadt dort zu suchen, wo das Wetter besser ist. In Brüssel, fürchte ich, hat das graue Wetter einen Einfluss darauf, wie dort Politik gemacht wird.

Wie sieht Ihr idealistisches Europa-Bild aus?

Von Ostberlin aus sah das real existierende Europa wie ein Traum aus. Das heutige Europa ist ein Gegenentwurf zum gegenwärtigen America First, zur Überwachungsmaschinerie in China, zum Sultanat in der Türkei. Europa ist eine Sharing Economy, wir sind aufgebaut auf Kooperation, sind gewissermaßen eine Gesellschaft des Teilens. Für mich ist das das Grundkonzept und immer noch ein Wunder, was wir da geschaffen haben. Deshalb, um auf von der Leyen zurückzukommen: Lasst uns das ganze Europa hinter einem Green Deal versammeln! Wenn wir als Europäer diesen Beitrag für die Welt leisten könnten, wäre es eine gewaltige Sache. Ein Europa des Teilens ist nicht nur das beste Europa für die Europäer, sondern für die Welt.

 www.change-magazin.de

Der Fortschritt ist eine Schnecke und Europa möglicherweise ein Fahrrad, das man mit Erwartungen nicht überfrachten sollte. Sondern, so würde es André Wilkens sagen: einfach mal mutig in die Pedale treten und losfahren!







*„Wir brauchen mehr
Selbstbewusstsein.“*

Im Europa-Park ist die Vorstellung von Irland irischer als in Irland. Obendrein schottisch: André Wilkens trägt am Tresen Kilt.

Der Wahrheit eine Bühne geben

 Lisa und Laura Goldfarb

 Julia Reuschl



Lisa und Laura Goldfarb gehören zu den Newcomern in der deutschsprachigen Kabarettszene. Die eineiigen Zwillinge besitzen eine klassische Schauspiel- und Tanzausbildung, haben zuletzt am Deutschen Theater Berlin in einer Franz-Kafka-Inszenierung von Andreas Kriegenburg gespielt und den Jedermann bei den Gandersheimer Domfestspielen inszeniert. Ihr Kabarett-Debüt hatten sie 2017 als doppelte Sahra Wagenknecht beim Münchner Nockherberg-Derblecken in der Regie von Marcus Rosenmüller. Sie leben mit ihren Familien in Berlin.

„Wenn du Menschen die Wahrheit sagen willst“, sagte Oscar Wilde einmal, „dann bring sie zum Lachen. Sonst bringen sie dich um.“ Vielleicht hat das aber auch George Bernard Shaw gesagt. Oder Billy Wilder. Die Wahrheit ist da schwer herauszufinden, aber die Message ist klar: Wahrheiten sind unbequem. Wer sie ausspricht, sollte besser ein guter Entertainer sein. Sonst quält und langweilt man sein Publikum – eine schmerzhaft Erfahrung, die deutsche Politiker schon sehr häufig machen mussten. Am einfachsten ist es natürlich, unterhaltsam zu lügen, alternative Wahrheiten in eine gute Show zu verpacken. Ein gewisser Politiker hat damit auf der anderen Seite des Atlantiks gute Erfahrungen gemacht. Entertainer ähnlicher Art stehen hierzulande bereits in den Startlöchern.

Ein großes Problem der Wahrheit ist ja, dass sie selten einfach ist. Die gesellschaftlichen und politischen Zusammenhänge haben diese unangenehme Tendenz, komplex und ambivalent zu sein. Eine Pointe, die zündet, ist möglichst einfach und eindeutig, was manchmal auch mit einer gewissen Plumpheit einhergeht: Wie erkennt man, dass eine Frau im Weltall war? Der große Wagen ist verbogen. Da muss man nichts mehr erklären. Aber es ist auch nichts daran wahr. Große Künstler interessieren sich oft nicht allzu sehr für die Wahrheit, schon Leonard Cohen hat gesungen: „I don't give a damn about the truth, baby. Except for the naked truth. Oh yeah.“ Wirklich wahr.

Aber die Zeiten haben sich geändert. Die Wahrheit ist in Gefahr. Wer sollte sie aussprechen, wenn nicht wir Entertainer? Die Kunst des Künstlers auf der Bühne ist also, zwei Dinge, die nicht zueinander passen, zusammenzubringen. Unsere nächsten Kollegen, die Priester, kennen sich damit bestens aus, sie machen das mit Mann und Frau seit Jahrhunderten bei Hochzeiten so. Übertragen auf uns: Willst du, Unterhaltung, die Wahrheit achten und ehren alle Tage deiner Bühnenpräsenz? Willst du, Wahrheit, der Unterhaltung vergeben und für sie sorgen, bis der Vorhang sich senkt? Dann seid ihr nun verbunden in guten wie in bösen Tagen.

Ja, die bösen Tage. In unserem Zeitalter ist jeder Tag ein böser Tag. Aber zu den Verhältnissen muss man sich verhalten: Wer Unterhaltung ohne Haltung bietet, ist auf Dauer unhaltbar. Unsere Meinung ist aber: Der Künstler sollte sich mit seiner Meinung zurückhalten. Wenn man jemandem die Meinung aufs Brot schmiert, hat er nachher ein Brot, das mit

fremder Meinung vollgeschmiert ist – und hat keinen Platz mehr für die eigene. Deshalb möchten wir auf der Bühne möglichst aufrichtig sein und versuchen, alle Aspekte der Wahrheit zu beleuchten. Die Wahrheit hat oft mehrere Seiten, mindestens aber zwei, die sich in der Regel auch noch widersprechen. Zum Glück kennen wir uns als eineiige Zwillinge damit ganz gut aus. Wir haben dieselben Gene und widersprechen uns von morgens bis abends, manchmal auch von abends bis morgens. Wir sind die wandelnde Dialektik, sind bipolar von Natur aus, wir würden jeden Therapeuten in den Wahnsinn treiben, wenn wir zu einem gehen würden. Trotzdem haben wir es leichter mit der Haltung und der Unterhaltung: Während eine die philosophischen Fragen stellt, kann die andere die Pointen liefern. Wir haben also einen gewissen inhaltlichen Vorteil, dafür müssen wir uns die Gage teilen, ganz ähnlich wie eine gewisse Doppelspitze in der Politik.

Wir brauchen aber auch Einzelpersonen, bei denen zwei Seelen, ach, in ihrer Brust wohnen. Wir brauchen Streiter für die Wahrheit, die auch ein bisschen unterhaltsam sein dürfen. Wir brauchen Entertainer, die sich der Wahrheit verpflichtet fühlen. Ernst und Unterhaltung, diese beiden Dinge befinden sich normalerweise in unterschiedlichen Schubladen. Es gibt die E-Musik, also die ernsthafte, es gibt die U-Musik, also die unterhaltende, es gibt Kabarett und Comedy, das ist hierzulande säuberlich getrennt und soll tunlichst nicht vermischt werden. Fügt man aber das U und das E zusammen, bekommt man ein „Ü“ wie Überraschung. Dafür muss man aber die Schubladen ganz aus der Kommode herausziehen, den jeweiligen Inhalt auf den Boden schütten und alles kräftig durchmischen. Was dabei herauskommt, passt dann hoffentlich in keine Schublade mehr.

Diese Schubladen, im besten Fall die ganze Kommode hinter sich zu lassen, könnte gerade der viel gescholtenen Generation WhatsApp-Instagram-YouTube gelingen. Sie kennt sich aus mit Entertainment. Durch das Internet geschult weiß sie, dass die Aufmerksamkeit weg ist, wenn man sich länger als eine halbe Sekunde langweilt. Und durch Social Media gestählt lernt sie gerade, dass jede Bubble ihre eigenen Wahrheiten produziert. Die Jungen haben die Voraussetzungen dafür, skeptisch und unterhaltsam zu sein. Aus ihnen könnten einmal Entertainer mit Empathie werden, oder Politiker mit Punchlines.



Eine Schule für alle – das will die Helene-Lange-Gesamtschule in Oldenburg sein. Das heißt auch, dass Schüler mit und ohne Förderbedarf, wie hier im Jahrgang 7, seit Jahren gemeinsam lernen.

Inklusiv, *nicht exklusiv!*

 Carina Braun

 Achim Multhaupt

 Januar 2020

 bewölkt, 7°C

Inklusion ist wichtiger denn je, auch wenn in den vergangenen Jahren andere bildungspolitische Themen in den Vordergrund gerückt zu sein scheinen. Auch 11 Jahre nach Inkrafttreten der UN-Behindertenrechtskonvention in Deutschland ist noch viel Arbeit nötig, um ein inklusives Bildungssystem zu verwirklichen. Wir zeigen am Beispiel eines Preisträgers in Oldenburg, dass viel mehr möglich ist und wie sich eine ganze Stadt inklusiv aufstellt.



OLDENBURG, DEUTSCHLAND



„Richtig gut“ finden Wencke, Jessica und Janek (von links) ihre neue Oberstufe. Lehrerin Susanne Kouhil (unten links) lässt ihre Schüler so viel wie möglich selbstständig tun und entscheiden – und unterstützt behutsam, wo es nötig ist.

9:50 Uhr, dritte Stunde an der Helene-Lange-Gesamtschule in Oldenburg: Klassenrat in der Klasse 11/12. In der Mitte des Raumes sind die Stühle zu einem Kreis aufgestellt. Alle Schülerinnen und Schüler sind da, zwei Lehrerinnen und ein pädagogischer Mitarbeiter. Die Klasse ist klein, vier Mädchen, zwei Jungs – ein großer Erfolg für die Schule.

Einmal in der Woche besprechen die Schüler im Klassenrat Themen, die sie beschäftigen, etwa ein möglicher Wechsel der AGs oder die Lautstärke am Unterrichtsbeginn. Eine Schülerin übernimmt die Leitung der Stunde, ein Mitschüler schreibt Stichpunkte an die Tafel, die 17-jährige Paula führt heute das Protokoll. Förderschullehrerin Susanne Kouhil sitzt neben ihr, unterstützt sie und fragt behutsam nach: Welcher Wochentag ist heute, welcher Monat, um welches Thema ging es eben? Wenn Paula beim Schreiben stockt, gibt sie Erinnerungshilfen: „Welcher Buchstabe kommt am Anfang? Genau, das S – wie eine Schlange.“ Noch vor einem Jahr hätten Paula und ihre Mitschüler nicht mehr hier an der Schule sein können. Alle sechs haben Förderbedarf im Bereich Geistige Entwicklung, alle sechs haben die vergangenen Jahre in der Inklusion an der Schule verbracht. Doch nach Klasse 10 ist für sie normalerweise Schluss an der Regelschule. Nur die Schüler, die Abitur machen wollen, bleiben.

Der Sekundarbereich II Geistige Entwicklung, wie Paulas Klasse offiziell heißt, ist in Niedersachsen ein Novum. „Bisher fanden Schüler mit dem Unterstützungsbedarf Geistige Entwicklung nach der 10. Klasse kaum ein Angebot vor“, sagt Christina Sczesny, die didaktische Leiterin der Schule. Die Jugendlichen mussten die Schule verlassen, hatten aber zwölf Jahre Schulpflicht. Das heißt, sie hätten für ihre letzten zwei Jahre auf eine Förderschule wechseln müssen – „das wollten aber die Eltern nicht, und das wollten wir auch nicht.“

Für den 18-jährigen Janek ist die Einrichtung der Klasse ein Riesenerfolg. Gemeinsam mit seinem Mitschüler Pascal hat er dafür gekämpft, sie haben Briefe geschrieben, waren in Gesprächen mit Behörden und Politikern dabei. „Eine Förderschule würde mir jetzt nichts mehr bringen“, sagt Janek. Er glaubt, dass er hier bessere Voraussetzungen hat, um sein Ziel zu erreichen: „Nicht auf dem Arbeitsmarkt 2 zu landen.“

Ausnahmefall Oldenburg

Dass die Idee einer inklusiven Oberstufe Realität werden konnte, ist auch den besonderen Strukturen in Oldenburg zu verdanken. Konsequenterweise treibt die Kommune Inklusion nicht nur in Schulen voran, sondern auch als gesamtgesellschaftlichen Prozess. Im Mai 2012 fasste der Rat der Stadt einstimmig einen Beschluss mit dem Titel „Oldenburg will Inklusion“. Die Vision: eine inklusive Stadt zu werden, „ein Lebensort für alle“, wie es im später verabschiedeten „Kommunalen Aktionsplan Inklusion“ heißt. Für den Bildungsbereich wurde ebenfalls 2012 die Arbeitsgruppe „Inklusion an Oldenburger Schulen“ gegründet. Ihr Ziel: stadtweite Lösungen für die neuen Herausforderungen zu finden.

Seit März 2009 gilt hierzulande die UN-Behindertenrechtskonvention, die die Staaten verpflichtet, Menschen mit Behinderungen Zugang zu einem integrativen Unterricht an Grund- und weiterführenden Schulen zu ermöglichen. Für die meisten Kommunen und Schulen war die Inklusion ein Kaltstart: Denn in Deutschland traf sie auf ein mehrgliedriges, am Leistungsprinzip orientiertes Schulsystem, das traditionell auf homogene Klassen ausgerichtet ist.

Elf Jahre später herrscht vielerorts Ernüchterung. Zwischen 2008 und 2017 hat sich der Anteil der Kinder, die an Förderschulen unterrichtet werden, gerade mal von 4,9 auf 4,3 Prozent verringert.



Jessica Lucht leitet als Vertreterin der Stadt künftig die AG Inklusion gemeinsam mit einer Kollegin von der Landesschulbehörde. Dass beide Systeme abgestimmt zusammenarbeiten, habe große Vorteile, sagt sie.

Immer wieder gibt es Kritik, Schüler mit Förderbedarf liefen an Regelschulen nur nebenher mit. Viele Schulen wiederum fühlen sich überfordert und klagen, dass es an den nötigen Mitteln fehle, um die Inklusion ernsthaft umzusetzen: an Geld, an Ausstattung, an qualifiziertem Personal.

In Oldenburg ist die Stimmung anders. Schon früh entschied man sich, auf Schwerpunktschulen zu verzichten. Alle fingen gleichzeitig an – und mussten sich bald mit denselben Problemen beschäftigen. Mit der AG bekamen die Schulen ein Forum, in dem sie Unterstützung suchen, sich vernetzen, gemeinsame Ziele definieren und mögliche Wege dahin erarbeiten konnten. Vertreten sind unter anderem auch Stadt, Verwaltung, Landesschulbehörde, Politik, Selbsthilfegruppen und freie Träger, sodass wichtige Ansprechpartner und Entscheider schon mit am Tisch sitzen. Entscheiden kann die AG nichts, aber sie erarbeitet Empfehlungen für Verwaltung und Politik. Und ihre Beschlüsse haben Gewicht: Alle Vorschläge wurden bisher angenommen.

Das Ergebnis ist eine aktive, vorwärtsgewandte Inklusionsarbeit und das Bewusstsein, dass niemand mit seinen Fragen und Problemen alleingelassen wird. „Man muss kein Einzelkämpfer sein“, sagt Jessica Lucht, die die schulische Inklusion für die Stadt koordiniert und die AG seit Kurzem gemeinsam mit einer Kollegin von der Landesschulbehörde leitet. „Man kann sich zusammentun und gemeinsam Lösungen finden, von denen möglichst viele profitieren.“

Inklusion in seiner Ganzheit begreifen

Ein regnerischer Nachmittag am Neuen Gymnasium Oldenburg: In der Bibliothek werden Tische zu einem großen Rechteck geschoben, Kaffee und Tee bereitgestellt. Schulleiter sind da, Lehrer, Politiker, Vertreter von Land und Kommune, aber auch Wissenschaftler, Interessengruppen und Elternvertreter. Es ist eine besondere Sitzung, denn es ist die erste nach der Verabschiedung des langjährigen Projektleiters Prof. Dr. Holger Lindemann. Von Anfang an begleitete der Hochschullehrer und Organisationsberater den Prozess und prägte die Arbeitsweise der AG. Gleich zu

"Man kann sich
zusammenschließen und
gemeinsam Lösungen
finden, von denen
möglichst viele
profitieren."




JESSICA LUCHT

PROJEKT DER BERTELSMANN STIFTUNG


JAKOB MUTH-PREIS


Der Jakob Muth-Preis für inklusive Schule zeichnet Schulen und Schulverbände aus, die inklusive Bildung beispielhaft umsetzen und so allen Kindern die Möglichkeit eröffnen, an hochwertiger Bildung teilzuhaben und ihre individuellen Potenziale zu entwickeln. Projektträger sind der Beauftragte der Bundesregierung für die Belange von Menschen mit Behinderungen, die Deutsche UNESCO-Kommission e.V. und die Bertelsmann Stiftung.

Weblink:

 www.jakobmuthpreis.de

Kontakt:

 Dr. Ina Döttinger

 ina.doettinger@bertelsmann-stiftung.de



Alle paar Monate trifft sich die AG Inklusion in einer anderen Oldenburger Schule zu einer öffentlichen Sitzung. Mitsprache ist ausdrücklich erwünscht: Neben den laufenden Themen können die Teilnehmer auch neue Ideen einbringen oder Probleme ansprechen, die ihnen am Herzen liegen.

Beginn stellte er zwei Bedingungen: Zum einen, dass alle betroffenen Gruppen an den Entscheidungsprozessen beteiligt werden müssten. Und zum anderen, dass der Begriff Inklusion in seiner Ganzheit begriffen werden müsse: Dass es dabei nicht nur um Menschen mit Behinderungen gehe, sondern um die Teilhabe aller – unabhängig von Herkunft, Alter, sozialem Status, Geschlecht oder sexueller Orientierung.

Beide Prinzipien sind heute grundlegend für die Inklusionsarbeit in Oldenburg. Weil Teilhabe nicht nur Ziel, sondern auch Weg sein soll, sind die Sitzungen der AG stets öffentlich, und weil viele Seiten vertreten sind, werden verschiedene Perspektiven berücksichtigt. Gibt es für ein wesentliches Problem noch keinen Lösungsansatz, bildet sich eine Unterarbeitsgruppe, die unter Beteiligung aller relevanten Akteure einen Vorschlag erarbeiten soll. „In diesen Unterarbeitsgruppen haben wir ein Ritual“, sagt Jan Reinder Freede, Fachdienstleiter Schulentwicklung der Stadt. „Zu Beginn der ersten Sitzung stellen wir die Frage: Wer fehlt hier noch? Mal fehlt zu einem Thema ein Amt, mal eine weitere Schulform. Und dann wird die Gruppe entsprechend erweitert.“ Eine Einigung ist meist gar nicht schwierig. Weil alle schon früh ihre Meinung und Kritik einbringen können, wird der Konsens in der AG am Ende von einer breiten Mehrheit getragen. „Ich glaube, es gab noch nie etwas, was nicht wirklich zu einem guten Ergebnis gekommen ist“, betont Freede.

An diesem Tag gibt es zu Beginn der Sitzung ein Brainstorming: Welche Themen beschäftigen uns? Wo gibt es noch Handlungsbedarf? Bald entwickeln sich in zufällig ausgelosten Gruppen lebhaftere Diskussionen. Die Ergebnisse werden auf bunte Zettel geschrieben und vorne an eine Pinnwand geheftet. Immer wieder findet sich dort dasselbe Thema: Wie kann der Übergang von der Schule ins Berufsleben gelingen?

Es ist eine Frage, die auch die Helene-Lange-Gesamtschule umtreibt. Christina Szcesny berichtet vom Stand der Dinge bei der neuen Oberstufe, unter an-

derem gibt es schon Anfragen anderer Schulen. Statt im Alleingang für ihr Anliegen zu kämpfen, fand die Schule mit ihrer Idee damals rasch Unterstützung in der AG. Eine Unterarbeitsgruppe half beim Konzept, ein paarmal ging das Thema noch zwischen Politik und AG hin und her, auch der Kultusminister sah sich die Situation vor Ort an – dann genehmigte die Landesschulbehörde die Stufe.

Es ist nur ein Erfolg von vielen. Ganz am Anfang ging es um grundsätzliche Fragen: Welches Raumangebot braucht eine inklusive Schule? Wie informiert man die Eltern? Welchen personellen Bedarf gibt es – und wie bekommt man dafür Unterstützung? Die ersten Unterarbeitsgruppen erarbeiteten Raumstandards, Investitionspläne, stellten eine Übersicht personeller Unterstützungsmöglichkeiten zusammen und formulierten Forderungen an Land und Kommune. Werden Grundschulen zu Ganztagschulen umgebaut, wird die Inklusion nun räumlich immer schon mitgedacht.

PROJEKT DER BERTELSMANN STIFTUNG

IN VIELFALT BESSER LERNEN

Faire Bildungschancen und ein leistungsstarkes Schulsystem für alle Kinder und Jugendliche! Zusammen mit Partnern aus Politik und Gesellschaft engagiert sich die Bertelsmann Stiftung deshalb für gute und inklusive Ganztagschulen, in denen pädagogische Lehr- und Fachkräfte beim Erwerb von Kompetenzen für die Lebens- und Arbeitswelt des 21. Jahrhunderts unterstützen. Es werden Lösungsansätze gegen Lehrermangel, für Qualitätsstandards sowie für den lernförderlichen Einsatz digitaler Medien entwickelt.

Weblink:

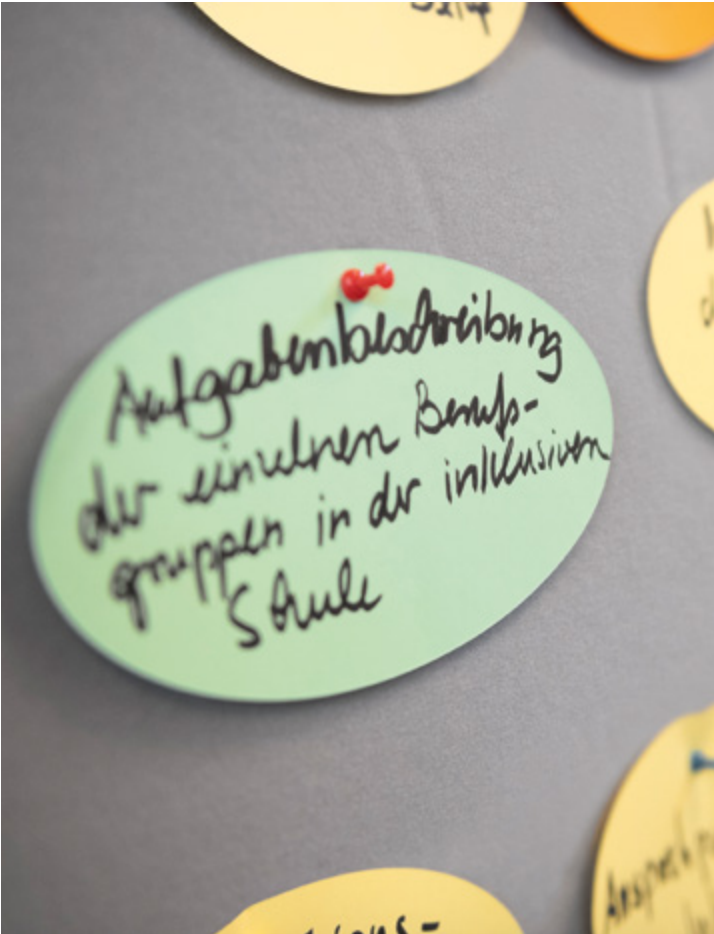
 www.bertelsmann-stiftung.de/in-vielfalt-besser-lernen

Kontakt:

 Dr. Dirk Zorn

 dirk.zorn@bertelsmann-stiftung.de

 @VielfaltLernen | @ZornDirk





„Ich fände es schlimm, jetzt von der Schule wegzugehen“, sagt Laura. Wenn sie und Angelo nicht mit ihren Mitschülern im Unterricht sitzen, absolvieren sie Therapiestunden oder bereiten sich mit den Schulbegleitern auf ihren Alltag als Erwachsene vor.

Um die Eltern zu informieren, wurden Flyer gedruckt – erst auf Deutsch, später in verschiedenen Sprachen. Das Konzept der „budgetierten Schulbegleitung“ wiederum sieht vor, die Unterstützung der einzelnen Schüler zu bündeln – so können die Schulbegleitungen gezielter und flexibler eingesetzt werden. Auch ein Konzept für den Übergang von der Kita zur Grundschule und Regelungen für die Schülerbeförderung wurden erarbeitet.

„Die Themen springen einen bisher immer so an“, sagt Freede. Und natürlich ist auch alles ein Lernprozess. So wird etwa das Konzept zur Schulbegleitung derzeit aus Kostengründen überarbeitet. Eine weitere Unterarbeitsgruppe beschäftigt sich mit dem Thema Inklusion an Gymnasien, die auch hier langsamer läuft als an anderen Schulen. In der AG meldet sich an diesem Tag eine Gymnasiallehrerin zu Wort, die von viel Unsicherheit im Kollegium berichtet. „Aber wir sind auf dem Weg“, sagt sie.

Heterogenität gemeinsam als Chance nutzen

Die AG wird inzwischen gemeinsam vom Schulamt und der Landesschulbehörde getragen, um sich besser abzustimmen und Parallelstrukturen zu vermeiden. So erfolgreich läuft ihre Arbeit, dass sie zum Vorreiter für die gesamte Kommune geworden ist. Auf dem Weg zur inklusiven Stadt hat sich Oldenburg das Beteiligungsprinzip und den breiten Inklusionsbegriff zu eigen gemacht. In einer für alle offenen Aktion erarbeiteten 300 Teilnehmer in zehn Arbeitsgruppen von 2012 bis 2015 mit dem „Kommunalen Aktionsplan Integration“ einen Maßnahmenkatalog, der nun Schritt für Schritt umgesetzt wird, wo es möglich ist. Die Schule ist im Oldenburger Konzept neben Verwaltung und Zivilgesellschaft nur eine von drei Säulen: Denn Inklusion soll alle Lebensbereiche betreffen und nicht mit der letzten Unterrichtsstunde enden.

An der Helene-Lange-Gesamtschule freuen sich Angelo und Laura schon auf das neue Schuljahr. Beide sind in der 10. Klasse, beide können nun auch künftig an ihrer Schule bleiben. Englisch und Deutsch mache er besonders gern, erklärt Angelo strahlend, er arbeitet aber auch gerne in den Therapiestunden mit Holz

oder lernt mit Laura und der Schulbegleiterin, im Supermarkt einzukaufen. Zur Realität gehört auch: Je höher der Jahrgang, desto weiter gehen die Anforderungen auseinander, und desto häufiger lernen die Schüler getrennt. In der Oberstufe sind die Unterschiede zwischen den Lernzielen von Schülern mit individuellen Förderbedarfen und Gymnasiasten besonders groß. Um alle bestmöglich auf die Zukunft vorzubereiten, entschied man sich an der Helene-Lange-Gesamtschule für die Einrichtung einer eigenen Klasse für die Jugendlichen mit Förderbedarf. Während die künftigen Abiturienten Physik oder komplizierte Matheformeln lernen, findet der Unterricht hier projektorientiert und in Kleingruppen statt. Zwei Tage die Woche verbringen die Schüler in Betrieben und berufsbildenden Schulen. Wo es geht, sieht der Stundenplan weiterhin inklusive Elemente vor, etwa durch Arbeitsgemeinschaften oder im gemeinsamen Unterricht in den Fächern Darstellendes Spiel und Sport.

Insgesamt werden an der Schule derzeit mehr als 60 Kinder und Jugendliche mit Förderbedarf ziel-different unterrichtet – und vieles funktioniert, was anderswo noch schwierig ist. „Wir haben das Glück, früh angefangen zu haben“, sagt Christina Sczesny. Inklusion braucht Geduld: Schon vor der UN-Konvention gab es dank engagierter Lehrerinnen erste Integrationsklassen an der Schule, über die Jahre ist das Miteinander von Kindern mit und ohne Beeinträchtigung zur Selbstverständlichkeit geworden. Von der Stadt erfährt die Schule viel Unterstützung. „Aber natürlich ist die Frage, wie man den Unterricht organisiert, auch bei uns täglich ein Thema.“

Ein bisschen läuft es in der Schule wie in der AG: Nur wenn alle zusammenarbeiten, können sie Ressourcen schonen und die nötigen Synergien schaffen. Vieles sei eine Frage der Haltung, des Teams und der Organisation, sagt Sczesny. „Wir sind an unserer Schule davon überzeugt, dass Heterogenität eine Chance ist. Aber es geht nur gemeinsam. Bei uns unterrichten auch ausgebildete Gymnasiallehrkräfte ganz selbstverständlich Schüler mit Beeinträchtigung. Wir schaffen es nur, weil alle mitmachen.“

➤ www.change-magazin.de



Gute Inklusive Schule



DR. JÖRG DRÄGER

Jörg Dräger ist promovierter Physiker und war von 2001 bis 2008 Senator für Wissenschaft und Forschung der Freien und Hansestadt Hamburg.

Seit 2008 ist Dräger Vorstandsmitglied der Bertelsmann Stiftung. Er verantwortet die Bereiche Bildung und Integration, ist Geschäftsführer des Centrums für Hochschulentwicklung (CHE) und begleitet junge Gründer in der gemeinnützigen Founders Foundation gGmbH, einer Initiative der Bertelsmann Stiftung.

Kontakt:

✉ joerg.draeger@bertelsmann-stiftung.de

🐦 [@joergdraeger](https://twitter.com/joergdraeger)

Die Inklusion an Schulen kommt in Deutschland nur schleppend voran. Sie wird zum einen seitens der Bildungspolitik zwischen Digitalisierung und Ganztagschulausbau nicht sonderlich priorisiert. Zum anderen stößt sie immer noch auf ideologische Ablehnung gerade bei denen, die selbst wenig Erfahrung mit Inklusion haben. Im inklusiven Lernumfeld hätten leistungsstarke Kinder weniger Raum für die eigene Leistungsentwicklung, so die Befürchtung. Diese Ansicht wird allerdings nicht von entsprechenden empirischen Studien gedeckt. Die Eltern, deren Kinder in inklusiven Klassen lernen, sehen zudem mehrheitlich den gemeinsamen Unterricht von Kindern mit und ohne sonderpädagogischen Förderbedarf für alle Kinder als Gewinn. Und schließlich sehen wir an den Preisträgern des Jakob Muth-Preises, mit dem die Bertelsmann Stiftung, der Bundesbehindertenbeauftragte und die Deutsche UNESCO-Kommission seit zehn Jahren vorbildliche Inklusion an Schulen auszeichnen, dass Schulen und Schulsysteme leistungsfähiger werden, je konsequenter Inklusion gelebt wird. Von dem Blick auf das einzelne Kind profitieren alle Kinder – auch die leistungsstarken, weil sie entsprechend gefordert werden.

„Inklusion gelingt dann besonders gut, wenn Schulen auf regionaler Ebene unterstützt werden.“

Inklusion gelingt dann besonders gut, wenn Schulen bei dieser Aufgabe auf regionaler Ebene systematisch unterstützt und begleitet werden. Ein gutes Beispiel dafür ist die Arbeitsgemeinschaft „Inklusion an Oldenburger Schulen“, die in dieser *change*-Ausgabe vorgestellt wird. In der Stadt im Nordosten Niedersachsens sorgt sie für Kohärenz: Die einzelnen Maßnahmen und Reformen stehen nicht unverbunden nebeneinander, sondern alles passt zueinander. Die konkreten Anliegen – wie etwa verbindliche Standards zur Ausstattung inklusiver Schulen, ein Poolsystem für Schulassistenten oder ein Konzept zur inklusiven Beschulung in der Oberstufe – werden mit allen, die mitwirken wollen, bearbeitet und dann stadtweit gemeinsam verbindlich umgesetzt.

In Deutschland insgesamt ist man mit der inklusiven Schule noch lange nicht so weit wie in Oldenburg – und das, obwohl die UN-Behindertenrechtskonvention und damit das Recht auf gemeinsames Lernen seit zehn Jahren gilt. Noch immer besuchen in den meisten Bundesländern viele Kinder eine Förderschule, in manchen sind es sogar mehr als früher. Eine einheitliche Entwicklung ist ebenfalls nicht zu erkennen; die Bundesländer unterscheiden sich enorm, was Quantität und Qualität von inklusiver Schule angeht. Regelschulen sind oft räumlich und personell noch nicht ausreichend für Inklusion ausgestattet; in den Förderschulen bleiben viele Kapazitäten gebunden. In den meisten Schulgesetzen ist das Doppelsystem aus Förder- und Regelschule weiterhin verankert. Zwar braucht gute Inklusion Zeit – aber ohne dass politischer Wille dafür vorhanden ist, ist sie nicht umsetzbar.

In Oldenburg war es ein Ratsbeschluss, der den Anfang gemacht hat. Die Entwicklung dort zeigt, was in den vergangenen zehn Jahren mit einem entsprechenden politischen Willen möglich gewesen wäre. Jetzt gilt es, bundesweit aufzuholen – der Bund muss Länder und Kommunen systematisch unterstützen, damit sie ähnliche Wege gehen können.

Das Bundesteilhabegesetz, das Menschen mit Behinderungen Teilhabe und selbstbestimmtes Leben ermöglichen soll, ist ein erster Schritt, um kohärenteres Handeln zu ermöglichen. Der Nationale Bildungsrat – oder nun: der noch auszuhandelnde Staatsvertrag zwischen den Ländern – böte die Möglichkeit, das Zusammenspiel auf Länder- und kommunaler Ebene für eine bessere Inklusion neu zu kalibrieren. Auch der Bund muss seine Rolle in der Inklusion anders besetzen. Beispielsweise kann der Rechtsanspruch auf Ganztags Inklusion unterstützen, weil dann größere Zeitkontingente dafür zur Verfügung stünden. Und die Mittel aus dem Digitalpakt können gezielt so eingesetzt werden, dass die digitalen Errungenschaften den inklusiven Alltag erleichtern.

Gelingende, kohärent umgesetzte Inklusion ist ein Gewinn – Oldenburg macht vor, wie sie gehen kann. Jetzt gilt es, auch in der Breite in Deutschland voranzukommen: mit einer Inklusion, die allen Kindern zugutekommt.

REC

00:00:02:56

In einem anderen Land:
Mike Lingenfelter (oben) ist
ARD-Korrespondent in Tel Aviv,
Antonia Yamin berichtet für
den israelischen TV-Sender Kan
aus Berlin.

60FPS HD 4K



TLV → BER



Jens Poggenpohl



Enno Kapitza



Januar 2020

Berlin
Tel Avivleicht bewölkt, 7°C
regnerisch, 15°C

Seit 20 Jahren bringt der Deutsch-Israelische Young Leaders Austausch (DIYLA) die jüngere Generation beider Länder zusammen, um gemeinsam Wege in die Zukunft zu finden – über den Abgrund der Vergangenheit und trotz mancher Schrecken der Gegenwart. Es sind vor allem die persönlichen Begegnungen, die das Netzwerk prägen. Begegnungen in Tel Aviv und Berlin.

Nur 40 Meter erhebt sich der Tel Yafo, entsprechend kurz ist der Weg hinauf. Doch in Tel Aviv reicht das bequem für eine Zeitreise. Der Weg beginnt am Flea Market im arabischen Viertel Jaffa, führt vorbei an Spuren ägyptischer Besiedlung, auf der Spitze dann die Kirche St. Peter, die auf dem Fundament einer Kreuzritterburg ruht. Viele Touristen zieht es vor allem wegen des Postkartenblicks zum Hügel. Unterhalb liegt der Strand und erhebt sich die Skyline einer der aufregendsten Metropolen am Mittelmeer. Für Mike Lingenfelter ist Tel Aviv sogar „die beste Stadt der Welt“.

Seit Februar 2017 berichtet Lingenfelter als Fernsehkorrespondent für die ARD aus Tel Aviv, und seine Faszination hat nicht nachgelassen. „Hier versteckt sich buchstäblich unter jedem Stein Geschichte“, erklärt er. Vor allem ist da aber dieses Lebensgefühl:

das Machertum der Israelis, ihr Improvisationstalent, die Kinderliebe, die Neugierde, die ihm entgegengebracht wird – gerade als Deutschem. „Tel Aviv ist nicht schön, aber die Mentalität der Menschen ist es. Ich war noch nirgendwo weniger einsam als hier.“

„Tel Aviv ist nicht schön, aber die Mentalität der Menschen ist es. Ich war noch nirgendwo weniger einsam als hier.“

Sich einleben statt nur einlesen

Bevor Mike Lingenfelter nach Tel Aviv kam, nahm er 2016 am Deutsch-Israelischen Young Leaders Austausch der Bertelsmann Stiftung teil. Seit nunmehr 20 Jahren will das Programm über persönliche Begegnungen zwischen jüngeren Israelis und Deutschen Wege in eine gemeinsame Zukunft finden – als eine jener „Brücken über den Abgrund“, wie Israels ehemaliger Staatspräsident Shimon Peres die deutsch-israelischen Beziehungen einmal bezeichnet hat. Jeweils eine Woche lang verbringen die jährlich etwa 25 Teilnehmer – junge Unternehmer, Journalisten, Kulturschaffende, Politiker – gemeinsam in Deutschland und Israel.

 REC


Manchmal raues Wetter und leere Straßen, aber immer voll von Geschichte und Energie: Nirgendwo sonst in Israel pulsiert das Leben so wie in der 450.000-Einwohner-Stadt Tel Aviv.

„Ich wollte mich nicht nur einlesen, sondern einleben“, beschreibt Lingenfelder seine Motivation, an dem Programm teilzunehmen. Dass es einen starken Akzent auf Change- und Führungsthemen legt, war dem Journalisten anfangs fremd, „doch im Verlauf wurde mir klar, dass dies auch für meine Zwecke ein geniales Vehikel sein kann.“ Einige seiner besten Freunde hat er hier gefunden. Sie helfen ihm bei einem zuweilen sehr heiklen Job. Wenn Lingenfelder mit dem Nahostkonflikt on air geht, dauert es manchmal nur eine Minute, bis er Feedback erhält – und die Möglichkeit eines Shitstorms liegt immer in der Luft. Umso verständlicher wäre ein kleines bisschen Selbstzensur, „aber das“, betont der 46-Jährige beim Spaziergang durch den Regen, „darf einfach nicht passieren.“ Aber wie vermeidet man sie? „Das Einzige, das hilft, ist, darüber zu reden.“ Genau dafür, für die Frage, wo Kritik verständlich oder sogar berechtigt ist, seien die israelischen Freunde ein wertvolles Korrektiv.

Und dann sind da jene Begegnungen, die zum Abgrund der Geschichte führen. Jüngst hat Lingenfelder ein Heim für Holocaust-Überlebende besucht. Die Menschen dort hatten die Fernsehbilder des Terroranschlags von Halle (Saale) am 9. Oktober 2019 noch allzu gut vor Augen. Irgendwann fragte ein alter Herr ihn unvermittelt: „Woher kommt dieser Hass in Deutschland?“ Keine Journalistin war in Halle

näher dran als Antonia Yamin. Wenn sie im Berliner Café Einstein davon erzählt, ruft das Bilder einer gespenstischen Gegenwart hervor. Den für eine israelische Fernsehkorrespondentin eigentlich freien

PROJEKT DER BERTELSMANN STIFTUNG

DEUTSCH-ISRAELISCHER YOUNG LEADERS AUSTAUSCH

Der Deutsch-Israelische Young Leaders Austausch bietet jährlich etwa 25 jüngeren Führungskräften beider Länder die Chance, sich auf die Gestaltung einer gemeinsamen Zukunft vorzubereiten. Begegnungen mit Entscheidungsträgern bieten den Teilnehmern einen außergewöhnlichen Zugang zu Politik und Gesellschaft im jeweils anderen Land. Seit dem Jahr 2000 hat das Format darüber hinaus zahlreiche Netzwerke geschaffen und Kooperationen initiiert. 2019 erschien die Studie „German and Israeli Innovation – the Best of Two Worlds“.

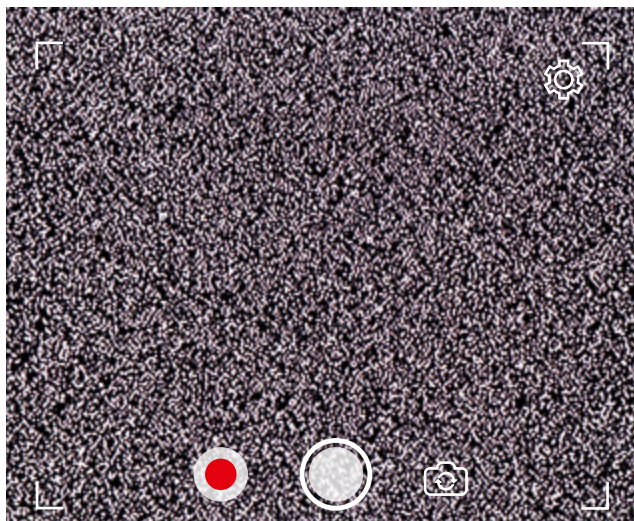
Weblink:

 www.bertelsmann-stiftung.de/DIYL

Kontakt:

 Stephan Vopel

 stephan.vopel@bertelsmann-stiftung.de



MIKE LINGENFELSER

Geboren 1974 in München, studierte er Journalistik mit Politikwissenschaften, Soziologie sowie Markt- und Werbepsychologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Seit 2003 arbeitet er beim Bayerischen Rundfunk, 2011 erhielt er den Bayerischen Fernsehpreis „Blauer Panther“. Seit Februar 2017 berichtet er als Korrespondent aus dem ARD-Fernsehstudio Tel Aviv. Er nahm 2016 am Deutsch-Israelischen Young Leaders Austausch teil.

Kontakt:

 @MLingenfelser



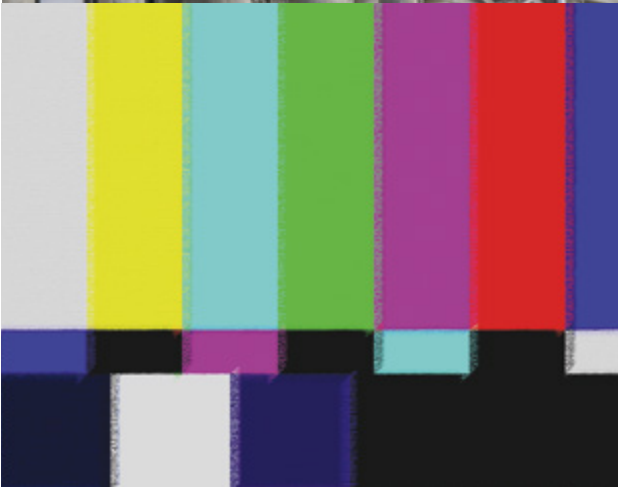


ANTONIA YAMIN

1988 in Mannheim geboren, wuchs Antonia Yamin in Israel auf und studierte dort Journalistik. Ihre Fernsehkarriere führte sie über den israelischen Sender Kanal 10 und das ZDF 2016 zum israelischen öffentlich-rechtlichen Sender Kan. Als ihr Chef ihr den Job als Europakorrespondentin anbot, fragte er: „Paris oder London?“ Sie antwortete: „Warum nicht Berlin?“ Seit dem Frühjahr 2017 lebt und arbeitet sie in der deutschen Hauptstadt. 2015 nahm sie am Deutsch-Israelischen Young Leaders Austausch teil.

Kontakt:

 @antonia_yamin



00:08:14:23

Berlin übt auf viele Israelis eine enorme Anziehungskraft aus: Knapp 460.000 Übernachtungsgäste aus Israel verzeichnete die deutsche Hauptstadt 2018, und niemand bleibt länger als die Israelis (durchschnittlich 3,7 Tage).

Jom-Kippur-Tag nutzte die in Deutschland geborene Yamin für einen Besuch bei den Großeltern im Mannheimer Stadtteil Wallstadt. Dann kam der Anruf, sie stieg ins Auto und fünf Stunden später stand sie vor der Synagoge in Halle. Hier erfuhr sie, dass man die Gläubigen in ein Krankenhaus evakuiert hatte. Weil Antonia Yamin zumeist eine One-Woman-Show ist und ihre Kameraausrüstung in einen Rucksack passt, konnte sie ohne Probleme ins Krankenhaus kommen und war im Bus, der die Gruppe ins Hotel fuhr. An Jom Kippur ist das Handy für gläubige Juden tabu, deshalb erfuhren die Gläubigen erst von Yamin, was geschehen war. Das Video dieser Szene ist im Netz berühmt geworden. Sie beginnen zu singen und zu tanzen – pure Überlebensfreude von Juden, die gerade dem Tod entgangen sind. Deutschland im Jahr 2019.

Halle war nur der Extremfall. Es gibt Wochen, in denen Yamin dreimal pro Woche über antisemitische Vorgänge berichten muss, von Brüssel bis Budapest. Den Hauptgrund dafür verortet sie im grassierenden Populismus: „Die Leute wollen einfache, laute Antworten.“ Doch Yamin ist nicht gewillt, sich ihre Wahlheimat verleiden zu lassen. „Man kann mir mein Deutschein nicht wegnehmen“, sagt sie. Wie sehr die Heimat ihrer Mutter, einer deutschen Christin, sie geprägt hat, hat sie erst im DIYLA begriffen. Vorher bestand Deutschland immer nur aus dem Stadtteil „Wallstadt“, erst 2015 lernte sie Deutsche ihres Alters kennen – und zwei Alumni des Programms sind heute ihre Freundinnen.

„Die Leute wollen einfache, laute Antworten.“

Eine erstaunlich gute Beziehung

Als Antonia Yamin 2017 als Europakorrespondentin des Fernsehsenders Kan nach Deutschland zurück-

kehrte, wurde ihr klar, dass sich in ihrer Herkunft sogar eine persönliche Mission verbirgt. „Ich versuche, auch positive Geschichten zu erzählen und solche, die nicht unbedingt mit der deutsch-jüdischen Beziehung zu tun haben.“ Eine mehrteilige TV-Serie über „30 Jahre Mauerfall“ lief sogar in der Primetime. Mit dieser Lust auf Deutschland rennt die 31-Jährige bei vielen Israelis ihrer Generation offene Türen ein. Dass im Café am Nebentisch Hebräisch gesprochen wird, ist kein Zufall: Israelis gehören zur Top Ten der Berlin-Touristen. Yamin findet es zwar schade, dass es vielen dabei nur ums Feiern und Shoppen geht, doch könne dies ja andererseits auch dazu beitragen, „dass wir irgendwann eine Basis finden, hinter die man nicht zurückkehren kann.“

Dass Deutschland und Israel von einander wegtreiben, kann Yamin nicht erkennen, und Mike Lingenfesler pflichtet ihr bei. „Wir werden uns im Gegenteil immer ähnlicher in unserer Global-Village-Existenz“, glaubt er. „Wir arbeiten zum Teil in den gleichen Unternehmen, spielen Playstation gegeneinander von verschiedenen Orten aus, haben ähnliche Sorgen und Wünsche, was die Zukunft angeht.“

Gleichwohl gelte für Deutsche in Israel, sich immer wieder die Mühe zu machen, genau hinzusehen. Dass Langzeitpremier Benjamin Netanjahu den politischen Diskurs verschärft hat, sei unstrittig. Auch der wachsende Einfluss der ultraorthodoxen Gruppierungen sei unübersehbar. Doch warnt Lingenfesler vor dem „Missverständnis“, daraus „die Israelis“ zu machen. Und wenn sich Deutsche bemüßigt fühlen, „Israel-Kritik“ zu üben, schüttelt er nur mit dem Kopf: „So etwas gibt es nicht – oder haben Sie schon einmal von einer ‚Frankreich-Kritik‘ gehört?“

Abgesehen davon hält der Deutschland-Hype in Israel an. Welch kuriose Blüten er treibt, sieht man etwa in der Ankunftshalle des Flughafens Ben Gurion. An

„Erst die Geschichte wird zeigen, ob wir zu dem geworden sind, wonach es jetzt an vielen Stellen aussieht.“

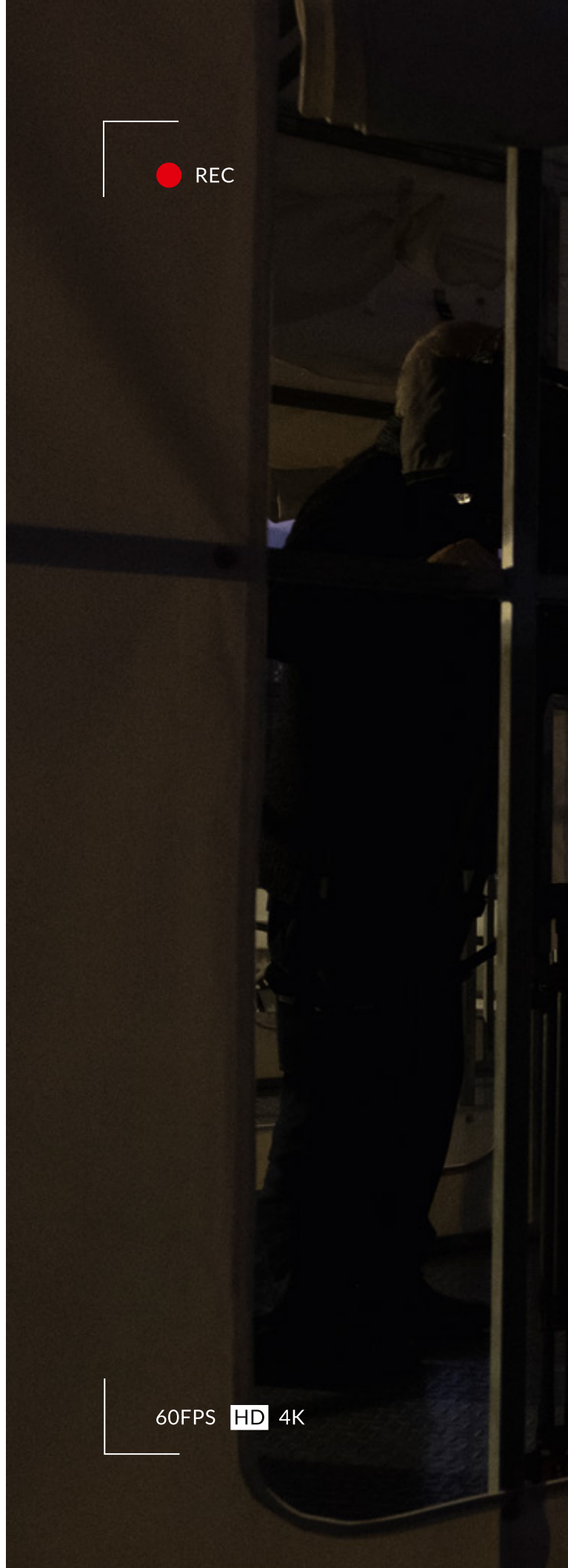
MIKE LINGENFELSER

den Wänden hängen riesige Werbebanner des Brillenlabels „Carolina Lemke Berlin“. Carolina Lemke gibt es nicht, und mit Deutschland hat das Label auch nur insofern zu tun, als es sich auf der Website von der „sophistication and diversity of Berlin“ inspiriert zeigt. Man könnte die Liste lange fortsetzen: mit den Taxifahrern, die Referate über die Modellpalette deutscher Autohersteller halten können, mit den Skitouristen, mit den Schwarzwald-Fans. Umgekehrt beginnt Europas größte Volkswirtschaft langsam zu begreifen, welches Innovationspotenzial die Start-up-Nation Israel (die Dichte an Start-ups ist höher als im Silicon Valley) Deutschland zu bieten hat. Nimmt man den regen Austausch unter Intellektuellen und Künstlern oder die mehr als 100 Städtepartnerschaften hinzu, ergibt sich das Bild einer stabil guten Beziehung. Erstaunlich gut.

Im April 2018, wenige Monate vor seinem Tod, hat Amos Oz seinem 2005 veröffentlichten Essay „Deutschland und Israel“ eine Nachbemerkung angefügt. Der Austausch zwischen den Ländern, so der israelische Autor, sei eine der „faszinierendsten Entwicklungen des frühen 21. Jahrhunderts“ und „ein wahres Licht für die Welt“. Mike Lingenfelser zögert, sich diese Einschätzung zu eigen zu machen: „Erst die Geschichte wird zeigen, ob wir zu dem geworden sind, wonach es jetzt an vielen Stellen aussieht.“ Dem Wunder der Versöhnung ein Stück zu misstrauen, weil man es selbst immer neu erschaffen muss – dieser Gedanke hätte Amos Oz sicher gefallen.

 www.change-magazin.de

60FPS **HD** 4K



00:12:39:06

So kennen ihn die deutschen Zuschauer:
Mike Lingensfelder auf dem Dach des
ARD-Studios in Tel Aviv. Er ist einer von vier
Fernseh- und Hörfunkkorrespondenten.

Keine reine Ferieninsel: In Heringsdorf auf Usedom gibt es nicht nur Urlauber, es leben und arbeiten hier auch viele Menschen. Um ihre Belange kümmert sich seit letztem Sommer eine neue Bürgermeisterin.



Landliebe³

 Gero Günther

 Thomas Gasparini

 Januar 2020

 sonnig, 8 °C



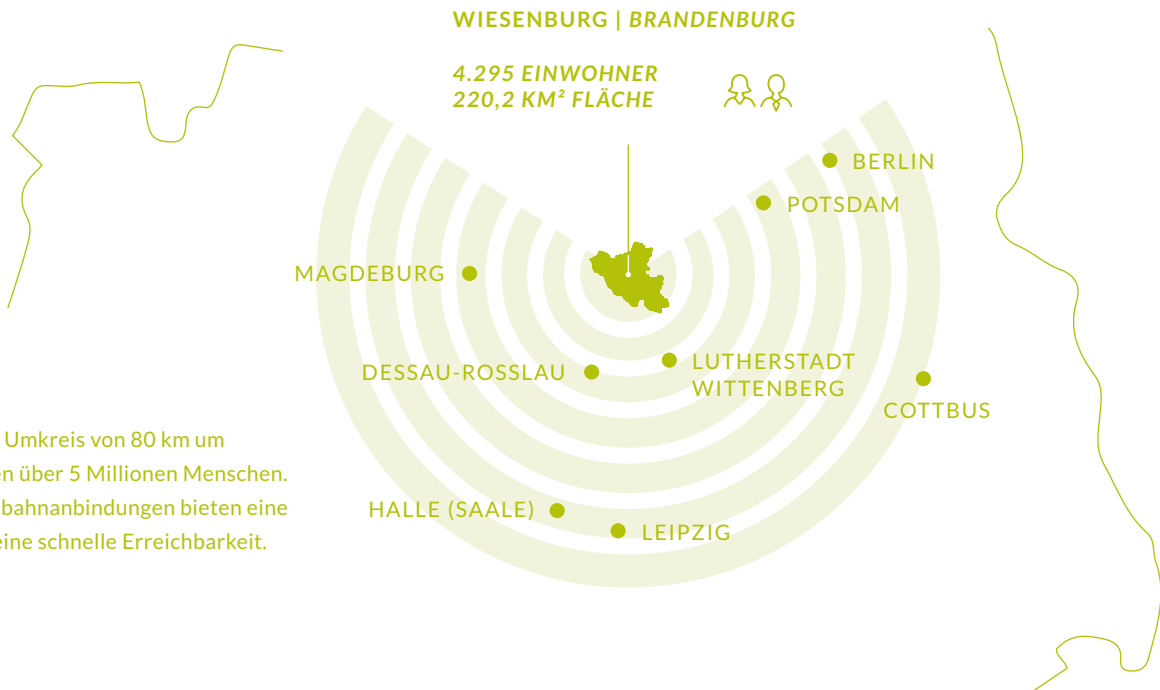
Frische Luft ist in ländlichen Regionen reichlich vorhanden, frischer Wind dagegen oft noch Mangelware. Angesichts von Digitalisierung und hoher Mobilität haben sich die Erwartungen an das Leben auf dem Land verändert. Wer Menschen dazu bewegen möchte, die Städte zu verlassen, muss attraktive Alternativen bieten. Dies betrifft nicht nur Arbeitsplätze, die Infrastruktur oder das Kulturangebot, sondern auch die Art des Zusammenlebens. *change* hat drei sehr unterschiedliche Orte besucht, an denen neue Wege beschrritten werden.

Obwohl das KoDorf Wiesenburg alles, nur kein Zweitwohnsitz für Pendler sein soll, spielt die Anbindung dennoch eine zentrale Rolle (rechts). Die zukünftigen KoDörfler gehen nicht alleine aufs Land. Hier finden sich Menschen, die ähnlich ticken.

Was alle verbindet, ist die Sehnsucht nach Natur und die Sehnsucht nach Gemeinschaft (unten).



„Gedacht ist das KoDorf in Wiesenburg für Menschen, die sich auf dem Land Freiräume für neue Lebensstile schaffen wollen.“



Weit ab, mitten drin: Im Umkreis von 80 km um Wiesenburg herum leben über 5 Millionen Menschen. Direkte Bahn- und Autobahnverbindungen bieten eine gute Infrastruktur und eine schnelle Erreichbarkeit.

Neue Dörfer braucht das Land:

Gemeinschaftliches Leben und Arbeiten

im KoDorf Wiesenburg

Noch sieht es desolat aus rund um den Bahnhof Wiesenburg. Einsturzgefährdete Gebäude säumen die Straße, die Ruinen eines volkseigenen Betriebs bröseln vor sich hin. Die Zeit scheint stehen geblieben zu sein an diesem Ort, der von Wäldern, Wiesen und Äckern umgeben ist. Knapp drei Kilometer sind es vom Bahnsteig bis in den Kern der 1.200-Seelen-Gemeinde Wiesenburg, bekannt für seinen Schlosspark, einen der schönsten und größten in ganz Brandenburg.

Direkt neben dem Gründerzeit-Bahnhof liegt das Gelände des ehemaligen Sägewerks. Auf einer fünf Hektar großen Fläche soll hier in den nächsten zwei Jahren eine neue Siedlung entstehen. Ein Projekt, das seine Initiatoren KoDorf nennen. „Klingt nach Kuhdorf und nach Co-Working und Co-Living“, sagt der Münchner Architekt Patric F. C. Meier. Er und die Historikerin und „Storytellerin“ Katrin Frische haben die neuartige Siedlung zusammen mit dem Berliner Blog-Betreiber und Netzwerker Frederik Fischer konzipiert. Gedacht ist das KoDorf in Wiesenburg für Menschen, denen die Städte mit ihren horrenden Mieten und der hohen Verkehrsbelastung zu eng geworden sind. Die sich auf dem Land Freiräume für neue Lebensstile schaffen wollen. „Lebensstile“, wie sich Frische ausdrückt, „die Arbeit und Freizeit nicht mehr strikt voneinander trennen.“

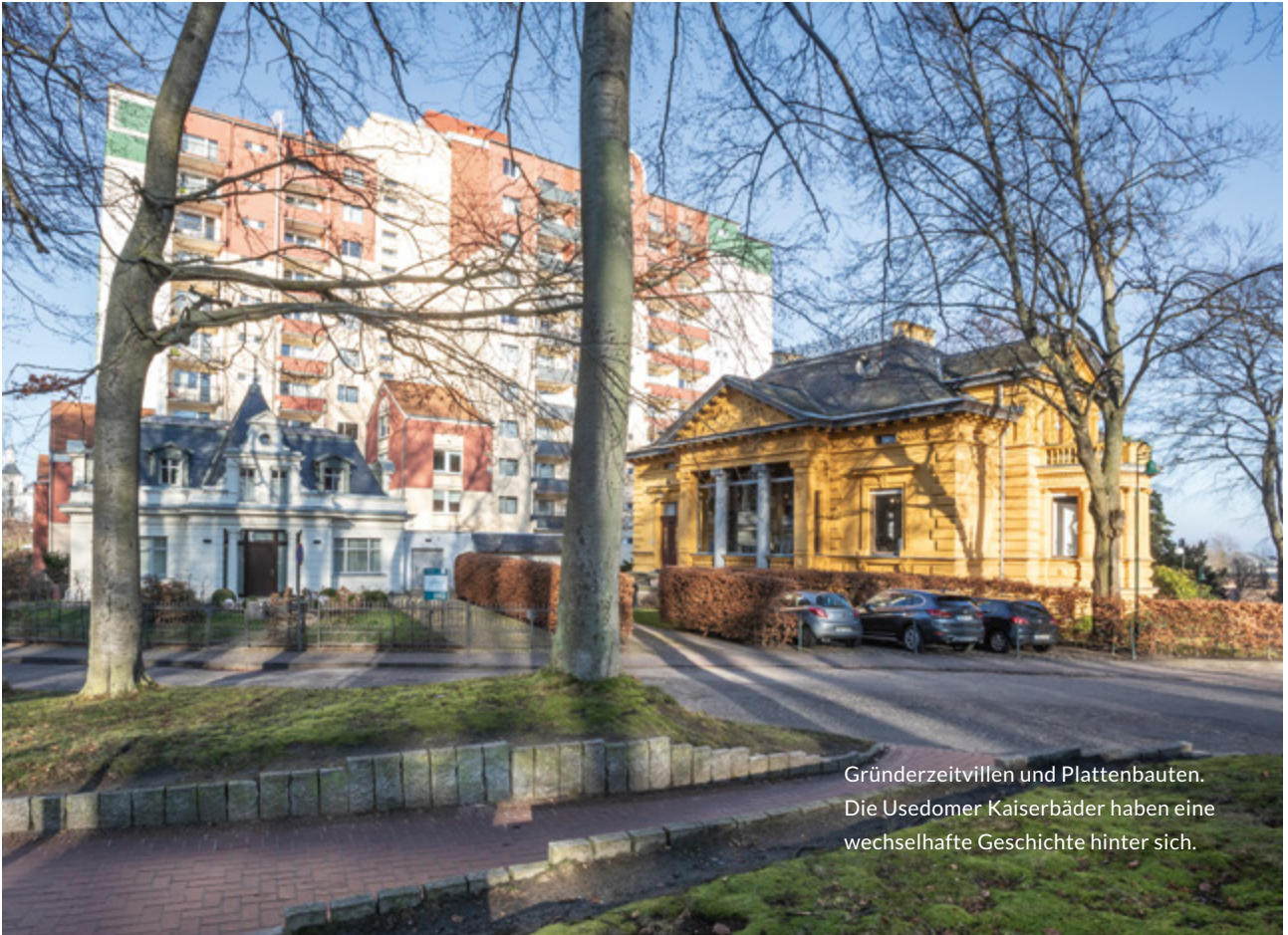
Hauptzielgruppe des KoDorfs Wiesenburg waren ursprünglich „digital workers“, die ortsunabhängig arbeiten und ihre Zelte überall dort aufschlagen können, wo schnelles Internet verfügbar ist. Aber nicht nur Berliner Medien-Hipster fühlen sich angesprochen. „Unter den 26 Parteien, die sich bereits committed haben, sind auch Menschen, die ganz anderen Tätigkeiten nachgehen.“ Ihr gemeinsamer Nenner ist laut Frische die Sehnsucht nach Natur und Gemeinschaft. „Unser KoDorf soll eine Rückbesinnung sein auf das, was ein Dorf möglicherweise mal ausgezeichnet hat“, meint Meier, dessen Münchner Architekturbüro agmm schon viele Baugemeinschaften und Genossenschaften betreut hat. „Die Bereitschaft zu teilen. Das Bewusstsein, aufeinander angewiesen zu sein.“ Meier, Frische und Fischer wollen weg vom

isolierten Einfamilienhaus. Im KoDorf funktionieren die individuellen Wohngebäude nur zusammen mit den Gemeinschaftseinrichtungen. Zusammen mit dem Co-Working-Space, der im ehemaligen Sägewerk entstehen soll, den gemeinschaftlichen Gärten, Waschmaschinen, Werkstätten und Gästeeinheiten.

„Unser KoDorf soll eine Rückbesinnung sein auf das, was ein Dorf möglicherweise mal ausgezeichnet hat.“

Pragmatisch und „maximal undogmatisch“ sei das Konzept. Darauf legen Frische und Meier großen Wert. „Wir sind weder Veganer noch Anarchisten oder sonst was.“ Trotzdem ist das KoDorf meilenweit entfernt von der klassischen Reihenhaussiedlung, und das, so Meier, liege nicht zuletzt am Menschenbild, das hinter dem Projekt steht. Dass unterschiedliche Altersgruppen zusammenleben, ist für den Architekten essenziell. Kinder und alte Menschen, Familien und Alleinstehende. Ein Knackpunkt: Das gesamte Gelände ist komplett autofrei. „Die Kinder sollen das Dorf in Beschlag nehmen können.“ Meier betont, wie wichtig ihm der unmittelbare Kontakt der Menschen untereinander ist. Das KoDorf setzt auf Selbstwirksamkeit statt auf unverbindliche Netzwerke. „Für uns steht die Beziehungskultur im Zentrum der Lebensqualität. Es soll sich beispielsweise anders anfühlen, in einem KoDorf krank zu werden, als anderswo“, sagt der Architekt.

Anders sein will die Siedlung, aber natürlich soll sie kein Bollwerk werden, das sich gegen die Außenwelt abschirmt. Man sei, so Frische, auf die gute Zusammenarbeit mit den umliegenden Kommunen angewiesen und wolle sich gegenseitig befruchten. „Die Gegend ist sehr agil“, findet sie, „da gibt es schon verschiedene neue Projekte und Initiativen.“ Und ganz aus der Welt ist das KoDorf Wiesenburg dank des Bahnhofs natürlich auch nicht. Ganz im Gegenteil. Stündlich fährt ein Zug ins 100 Kilometer entfernte Berlin. Eine gute Anbindung mit öffentlichen Verkehrsmitteln soll übrigens auch bei weiteren KoDörfern gewährleistet sein, die derzeit in Westfalen und der Bodensee-Region geplant werden.



Gründerzeitvillen und Plattenbauten.
Die Usedomer Kaiserbäder haben eine
wechselhafte Geschichte hinter sich.

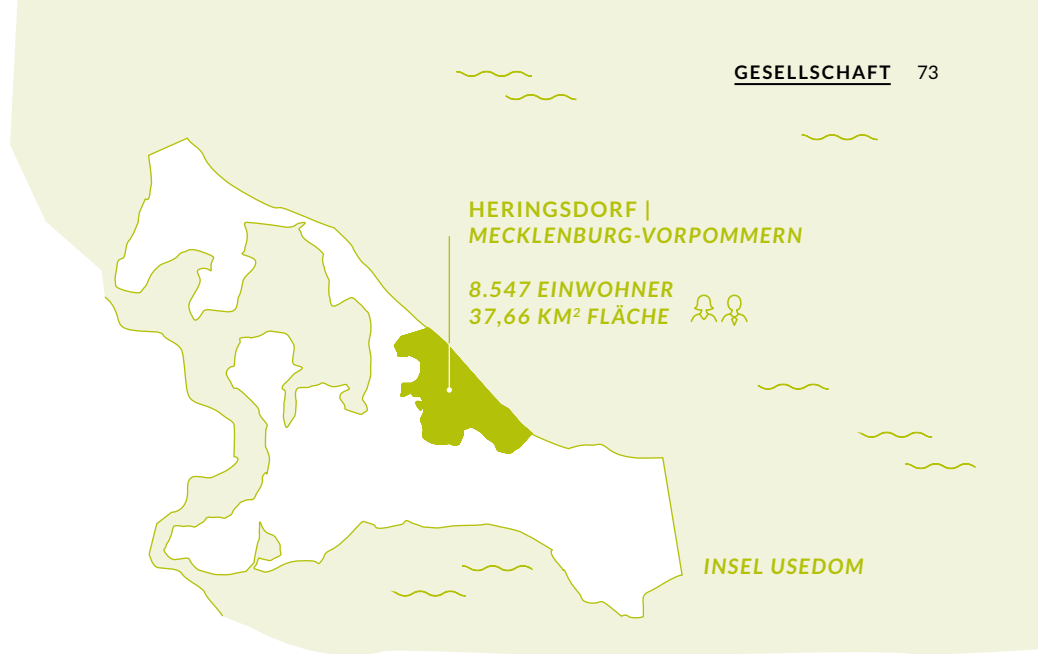


*„Die Vorstellung, Dinge
aktiv mitgestalten zu
können, war für mich
superreizvoll.“*

LAURA ISABELLE MARISKEN

„Medienecho hin oder her, ich
bin kein Rockstar, sondern eine
obere Verwaltungsbeamtin“,
sagt **Laura Isabelle Marisken**.
Bürgermeisterin von Herings-
dorf auf Usedom.

Heringsdorf mittendrin mit großem Abstand: eingegrenzt vom Wasser, weit weg von Großstädten, aber über 5 Mio. Übernachtungen pro Jahr auf der Insel Usedom.



Zuhören und anpacken:

Kommunalpolitik der anderen Art in

Mecklenburg-Vorpommerns größtem Seebad

„Wo ist er denn jetzt, der Bürgermeister?“, fragen die Grundschüler und sehen einander ratlos an. Am Ende ihrer Führung durch das Rathaus von Heringsdorf, hatte es geheißen, sollen sie dem Stadtoberhaupt begegnen. Auf die Idee, dass die junge Frau hinter dem Schreibtisch der Chef sein könnte, kommen die Kinder gar nicht erst.

Laura Isabelle Marischen erzählt die Anekdote aus den ersten Wochen ihrer Amtszeit mit einem Schmunzeln im Gesicht. Daran, dass sie die Reaktion der Kinder als Symptom eines Missstands empfindet, lässt sie aber keinen Zweifel. „Wenn ich etwas dazu beitragen kann, dass sich dieses Bild ändert“, sagt Marischen, „habe ich schon viel erreicht.“ Noch immer sind die allermeisten Bürgermeister deutscher Gemeinden gestandene Kommunalpolitiker männlichen Geschlechts. „Ich bin eine Ausnahme in fast jeglicher Hinsicht“, sagt die 31-jährige ledige Parteilose, die vor ihrer Wahl im Sommer 2019 noch nie ein politisches Amt bekleidet hat.

Marischen arbeitet als Wissenschaftlerin an der juristischen Fakultät in Greifswald, als sie von Studierenden aus Usedom angesprochen wird, ob sie als Bürgermeisterin des größten Seebades in Mecklenburg-Vorpommern kandidieren wolle. „Ich kannte Heringsdorf von vielen Familienurlauben her“, sagt Marischen, „und die Vorstellung, Dinge aktiv mitgestalten zu können, war für mich superreizvoll.“

Während ihres Wahlkampfes klingelt die Kandidatin an Tausenden von Türen in den sieben Teilgemeinden

des Ostseebades. „Ich habe Hunderte von Menschen kennengelernt“, erzählt sie. Dass darunter auch zahlreiche AfD-Unterstützer sind, weiß Marischen. Immerhin sitzt ein Mitglied dieser Partei für Usedom im Landtag, und auch bei der Europawahl wurden die Rechtspopulisten hier stärkste Kraft.

Umso wichtiger ist es, dass die Parteilose, die von den Grünen und der SPD unterstützt wird, zuhören kann. Ihre offene, vorbehaltlose Art kommt bei den Menschen an. „Und das, obwohl wir Insulaner ja eigentlich eher verschlossen und oft sehr stur sind“, meint Jasmin-Charleen Döbler, die Marischen aktiv im Wahlkampf unterstützte. „Die Leute hatten einfach genug von Mauscheleien, Seilschaften und Stillstand.“ Und davon, dass sich hier alles nur um den Tourismus dreht. „Für die einheimische Jugend gibt es nichts“, sagt Döbler. „Und wenn mal eine Strandparty gefeiert wird, beschweren sich gleich die Feriengäste.“ Die 26-jährige Versicherungsmaklerin ist die einzige aus ihrem Jahrgang, die auf der Insel geblieben ist. Abwanderung und Überalterung gehören zu den dringlichsten Problemen der Insel.

„Vor 30 Jahren“, so Marischen, „lebten in den Teilgemeinden der Kommune 11.000 Menschen, inzwischen sind es knapp 8.500 Einwohner. Und das bei 3,8 Millionen Übernachtungen im Jahr und Millioneneinkünften aus dem Tourismus.“ Ein Großteil der Arbeit wird von Pendlern aus Polen oder vom Festland erledigt. Kein Wunder, dass eine Tourismus-Akzeptanz-Studie der Region schlechte Noten ausstellt. Verstopfte Straßen und teure Mieten gehören zu den Hauptkritikpunkten vieler Einheimischer. Overtourism gibt es eben nicht nur in Venedig oder Dubrovnik. „Zum Teil ist der Begriff sicher auch in Usedom angebracht“, sagt

Marisken. Wie sie die Balance wiederherstellen kann?
 „Wir müssen als Gemeinde zusammenrücken und auf der Sachebene miteinander diskutieren.“

„Ich muss zuhören und die Anliegen meiner Bürger ernst nehmen.“

Laura Isabelle Marisken will Verbesserungen Schritt für Schritt erreichen: städtischer Wohnungsbau, Glasfaser-Internet, Infrastruktur. „Seit 20 Jahren ist hier in Ahlbeck ein Kreisel in Planung, das packen wir jetzt endlich an“, berichtet sie. Klingt unspektakulär? „Kann sein, ist aber dennoch wichtig.“ Ein anderer wichtiger Punkt ist die medizinische Versorgung in der Gemeinde, beruhend auf einem Ärztevergabeschlüssel, der den Bedarf der Urlauber nicht einberechnet. Marisken setzt sich in Schwerin für eine Ausnahmeregelung ein. Und dann wäre da noch die Petition zur Kurtaxe. Über 3.000 Menschen haben unterschrieben, dass Verwandte ersten Grades von der Kurtaxe befreit werden sollten, wenn sie die Insel besuchen. „Ich muss zuhören und die Anliegen meiner Bürger ernst nehmen“, sagt Laura Isabelle Marisken, „dafür bin ich im Amt.“

PROJEKT DER BERTELSMANN STIFTUNG

SMART COUNTRY – KOMMUNAL. DIGITAL. VERNETZT.

Nicht alle Regionen und Bevölkerungsgruppen in Deutschland profitieren gleichermaßen von den Möglichkeiten der Digitalisierung. Das Projekt der Bertelsmann Stiftung unterstützt Kommunen durch Studien und Beispiele, die digitale Transformation als Chance zu begreifen, demographische Herausforderungen zu gestalten und Regionen attraktiv zu halten.

Weblinks:

 www.bertelsmann-stiftung.de/smart-country
www.blog-smartcountry.de

Kontakt:

 Petra Klug
 petra.klug@bertelsmann-stiftung.de
 @SmartCountryDE



NÜRNBERG
150 KM

BLAIBACH | BAYERN

1.971 EINWOHNER
17,02 KM² FLÄCHE



REGENSBURG
70 KM

PASSAU
100 KM

Große Distanzen im Bayerischen Wald: Trotz Standortnachteil schafft es der kleine Ort Blaibach, attraktiv für seine Einwohner zu bleiben – wenige größere Städte, abgelegen, aber anziehend und zukunftsorientiert.

Hier spielt die Musik:

Hochkultur und Eigensinn in Blaibach

Wenn man in das Städtchen Blaibach hineinspaziert, kommt einem alles ganz normal vor. Die üblichen Einfamilienhäuser, fein säuberlich voneinander getrennt durch Zäune und Hecken, die üblichen Carports, Kugelgrills und Zierbrunnen. Das Ganze eingebettet in die Hügellandschaft des Bayerischen Waldes. Eine heile, nicht gerade aufregende Welt. Und dann bleibt der Blick an einem Gebäude hängen, das wie ein Komet auf dem Dorfplatz eingeschlagen zu sein scheint. Eine überdimensionierte Schuhschachtel steckt da in der Erde, halb versunken im Hang. Der Konzertsaal von Blaibach ist übersät mit Granitsteinen, die an die alte Steinhauer-Tradition des Ortes erinnern.

Der Mann, der auf die Idee kam, einen ultramodernen Konzertsaal in der Pampa unweit der tschechischen Grenze zu platzieren, wohnt in einem traditionellen Waidlerhaus direkt neben dem provokativen Neubau. Thomas E. Bauer, Intendant des spektakulären Konzertsaales, ist als Bariton auf den größten Bühnen der Welt aufgetreten. Dass er aus einfachen Verhältnissen stammt und 1970 in ein Haus ohne fließendes Wasser hineingeboren wurde, möchte er im Gedächtnis

Auf die Steinhauer-Tradition von Blaibach bezieht sich die mit Granitbrocken übersäte Fassade des Konzertsaals. „Blaibach ist ein Modell geworden“, sagt Architekt Peter Haimerl. „Blaibach ist ein Labor“, findet Intendant Thomas E. Bauer.





Intendant Thomas E. Bauer: „Du musst den Saal auch richtig bespielen. Blaibach ist eben auch ein Zeichen dafür, was möglich ist und was für Potenziale in den ländlichen Räumen vorhanden sind.“



Learning from the Bavarian Forest: Peter Haimerl, Architekt des Blaibacher Konzerthauses, hat im Bayerischen Wald schon etliche traditionelle Waidlerhäuser mit zeitgenössischen Beton-Elementen hergerichtet. Wie hier das Haus am Schedlberg oder unten das private Domizil von **Thomas E. Bauer** in Blaibach. „Dieses Haus war ein zusammengefallenes Etwas. Ich bin 1970 selbst in so ein Haus hineingeboren worden. Ohne fließendes Wasser und mit zwei Glühbirnen.“

behalten. Früher, erzählt Bauer, sei der Bayerische Wald eine von Arbeitslosigkeit und Armut gezeichnete Notstandsregion gewesen. „Die meisten Jungen haben damals die Flucht ergriffen.“ So wie er selbst, der nach seiner Zeit als Regensburger Domspatz in München Gesang studierte. Aber Bauer kam zurück. „Ich wollte meiner Region etwas zurückgeben“, sagt der Bariton.

Die Idee, ein Konzerthaus im Nirgendwo zu errichten, entstand nach der Begegnung mit dem Architekten Peter Haimerl, auch er ein „geflüchteter“ Bayerwalder, eigensinnig und durchsetzungsstark. Wie in vielen anderen Gemeinden der Region hatten in Blaibach die Wirtshäuser, Bäckereien und der Krämerladen längst dichtgemacht. Die Schule und das Freibad gab es nicht mehr. Die Ortsmitte stand leer, hier passierte nichts mehr. Haimerl und Bauer entwickelten eine wahnwitzige Idee. Sie wollten den Dorfplatz revitalisieren, indem sie ein Gebäude schufen, das auch in einer Großstadt Aufsehen erregen würde. Kompromisslose und hochkarätige Kultur sollte dem Ort neues Leben einhauchen. „Einfach war es nicht gerade“, erinnert sich der Sänger verschmitzt an die Frühzeit des Projekts. „Zeitweise ging es bei den Bürgerversammlungen zu wie in einem Bauernschwank.“ Aber dank zahlreicher Vorleistungen und sogar Bürgerschaften vonseiten der Künstler konnten schließlich alle Hindernisse überwunden werden.

Seit fünf Jahren bilden nun die Konzerthalle, das von Peter Haimerl sanierte Rathaus und Thomas E. Bauers uraltes Waidlerhaus den Kern dessen, was in den Medien als „Wunder von Blaibach“ gefeiert wird. Ein Modellfall für eine gelungene Revitalisierung. Mitten im Bayerischen Wald gastieren an 70 Tagen im Jahr

weltbekannte Künstler und renommierte Ensembles. Fast immer ist der für seine außerordentliche Akustik gerühmte Saal ausverkauft, und viele einstige Gegner des Projekts wurden zu stolzen Unterstützern.

„Solange ich Intendant bin, lasse ich hier weder die Fake-Donkosaken auftreten noch die Harlem Gospel Singers aus Unterhaching oder die anderen üblichen Verdächtigen, die durch die Provinz tingeln.“ Ganz bewusst macht sich der streitbare Bariton für die Hochkultur stark. Gerade auch auf dem Land. „Ich kann doch als Region nicht von universitären Gründungen, Elektromobilität und Hidden Playern reden“, sagt er, „und dann Lederhosen, Sepplschuhe und Mittelmaß propagieren.“

„Mitten im Bayerischen Wald gastieren an 70 Tagen im Jahr weltbekannte Künstler und renommierte Ensembles.“

Thomas E. Bauer hat noch weitere Pläne. Er will in Blaibach ein Museum einrichten, in dem ein „digitales Gedächtnis der Region“ entstehen soll. Und auch Peter Haimerl ist in der Region weiterhin als Planer und Architekt aktiv. Mit seinen richtungsweisenden Umbauten jahrhundertalter Bauernhäuser geht er neue Wege im Denkmalschutz. Die alte Substanz ergänzt Haimerl mit zeitgenössischer Betonarchitektur. Gebäude wie der Einfirsthof von Schedlberg stehen für ein neues Denken über Ländlichkeit und Tradition. „Learning from the Bavarian Forest“ nennt er sein Konzept. „Meine Bauten sollen das anarchische Denken dieser Region am Leben erhalten.“

 www.change-magazin.de



*„Ich wollte meiner Region
etwas zurückgeben.“*

THOMAS E. BAUER

WEISSE LISTE



Ob Pflegesuche oder App-Tests: Die Mitarbeiter der Weissen Liste gGmbH arbeiten in interdisziplinären Teams und nutzen agile Arbeitsmethoden.

Die Transparenz-Initiative



Torsten Meise



Julia Knop



Januar 2020



Berlin



sonnig, 7°C

Die Weisse Liste, 2011 von der Bertelsmann Stiftung als gemeinnützige GmbH gegründet, soll Bürgern den Weg zu den besten Ärzten, Krankenhäusern oder Pflegeeinrichtungen weisen. Keine einfache Aufgabe, wie die Mitarbeiter verraten. Ein Ortsbesuch in Berlin.

Von seinem neuen Büro aus blickt Roland Rischer auf die Backsteinfassade und die Glasfenster der von Karl Friedrich Schinkel entworfenen Friedrichswerderschen Kirche. Ende 2019 ist der Geschäftsführer der Weissen Liste, des größten unabhängigen Patientenportals in Deutschland, mit seinem 14-köpfigen Team in die neue Berliner Dependence der Bertelsmann Stiftung am Werderschen Markt gezogen. Mehr Berlin-Mitte geht kaum. Links der Spreekanal mit dem Schinkelplatz, rechts die Schinkelkirche sowie der Schinkel-Pavillon, und gegenüber blickt man in die langen Flure und Lichthöfe des Auswärtigen Amtes. Wer in den politischen Netzwerken der Hauptstadt eine Rolle spielen möchte, findet kaum einen zentraleren Standort. Und Netzwerke gibt es in Berlin reichlich, insbesondere im Gesundheitswesen, in dem Rischer mit seinen Mitarbeitern für mehr Durchblick sorgen will.

Die Weisse Liste ist angetreten, gleich mehrere dicke Bretter zu bohren. „Wir sind erstens dafür da, dass

die Qualität aufseiten der Leistungsanbieter, etwa der Krankenhäuser oder der Pflegeanbieter, transparenter wird“, sagt Rischer. „Und zweitens wollen wir die Arzt-Patienten-Kommunikation verbessern, indem wir Informationen zu den Anbietern zugänglich machen und den Patienten medizinisches Wissen verständlich vermitteln“, so Rischer weiter. Eine dritte große Aufgabe für die Zukunft sieht der frühere Werbemanager in der digitalen Transformation des Gesundheitswesens, die gerade mächtig Fahrt aufnimmt. Hier will sich die Weisse Liste auch als eine Art Warentest für digitale Gesundheitsanwendungen positionieren.

Detektivische Arbeit im Gesundheitsbereich

Das deutsche Gesundheitswesen gilt als eines der besten der Welt, aber auch als eines der komplexesten, teuersten und am schwersten durchschaubaren. Die im internationalen Vergleich nicht selbstverständliche Freiheit deutscher Patienten bei der Wahl von Ärzten, Krankenhäusern und Pflegedienstleistern ist auf der anderen Seite auch eine Herausforderung. Die Weisse Liste will deshalb – unter anderem mit ihrer Website, ihrer Smartphone-App und weiteren Angeboten wie dem Befunddolmetscher – erreichen, dass Patienten oder Angehörige die richtige Entscheidung für ihre gesundheitliche Versorgung treffen können. Das Unternehmen will ein neutraler und objektiver Wegweiser sein.



Eckpunkte unserer Arbeit



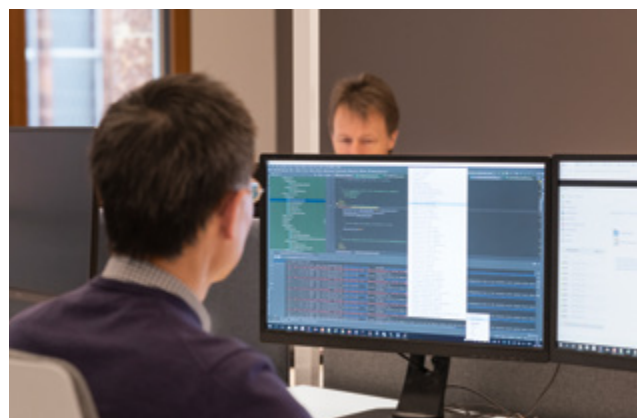
QUALITÄTSORIENTIERUNG IM
GESUNDHEITSWESEN STÄRKEN



GESUNDHEITSKOMPETENZ DER
PATIENTEN UNTERSTÜTZEN



VERSORGUNGSQUALITÄT
VERBESSERN



Die Weiterentwicklung digitaler Tools ist ein wichtiger Bestandteil der Weissen Liste. Die Angebote der gemeinnützigen Organisation verzeichnen monatlich rund 1,5 Millionen Besucher.

Dafür müssen die Mitarbeiter in die oftmals als Geheimnis gehandelten Tiefen der Anbieter im Gesundheitsbereich eintauchen. Wie steht es um die Qualität von Ärzten, Krankenhäusern und Pflegeeinrichtungen? Das herauszufinden ist eine detektivische Arbeit auf wissenschaftlichem Niveau. Und sie gelingt nicht überall gleich gut. „Zu Ärzten wissen wir fast gar nichts, zu Krankenhäusern gibt es seit 2006 eine ganz intensive Qualitätsberichterstattung, die Pflegeeinrichtungen sind da so in der Mitte“, weiß Johannes Strotbek. Der gebürtige Schwabe lebt seit 23 Jahren in Berlin. Nach verschiedenen Stationen im Gesundheitswesen kam er vor sieben Jahren zur Weissen Liste. Er ist Senior Project Manager und sektorenübergreifend zuständig für die Weiterentwicklung des Themas „Qualitätstransparenz“.

Auch die neue Pflegeheimsuche spielt in diesem Bereich eine wichtige Rolle, die auf der Website implementiert werden soll. „Man weiß aus Umfragen, dass die Sorge der Bürger, ein schlechtes Pflegeheim auszuwählen, groß ist“, erläutert Strotbek. Aber die Umsetzung des Projekts ist ein Marathon, der langen Atem verlangt. „Seit 2015 arbeiten wir daran“, sagt der 44-Jährige. Weil sich so viele Akteure auf unterschiedlichen Niveaus um dieses Thema kümmern, nimmt das Vorhaben nur langsam Gestalt an. Bundesebene, Landesebene, Verbände, Krankenkassen, die Anbieter selbst – das komplexe Geflecht erschwert die Beantwortung der zentralen Frage: Wie lässt sich sagen, ob eine Pflegeeinrichtung wirklich gute Leistungen abliefern? „Eigentlich müssten uns das die Patienten sagen, aber das funktioniert nicht“, musste Strotbek lernen, denn diese würden ihrer Einrichtung immer die Bestnote geben. Unter anderem auch, um ihre Pflegekräfte nicht zu belasten.

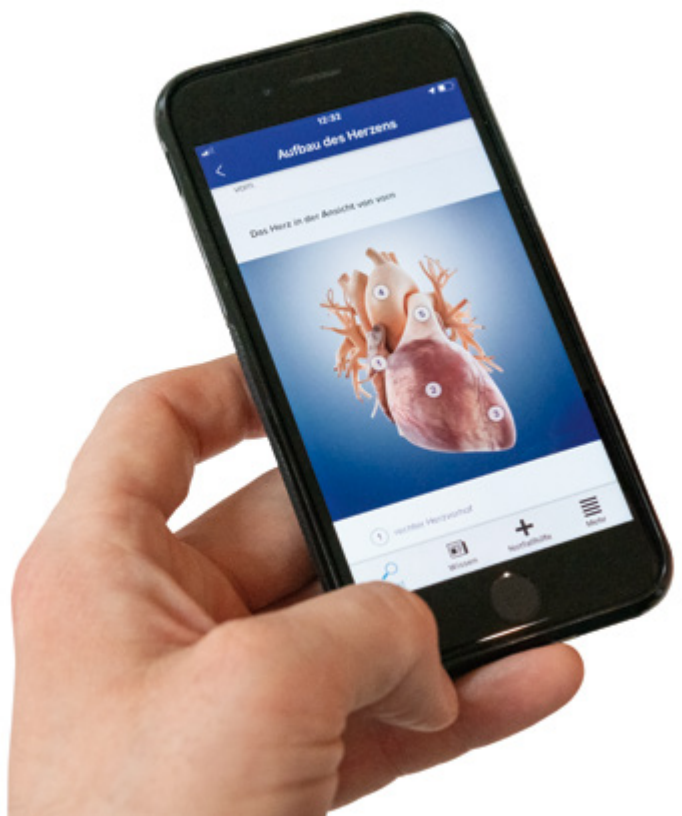
Deshalb beteiligt sich das Unternehmen gerade intensiv an einem Versuch in Hamburg. Hier werden Angehörige befragt, wie sie die Qualität der Pflegeeinrichtung bewerten. Ein Pilotprojekt, von dem sich Strotbek einen wichtigen Schritt nach vorne verspricht. Diese Umfrage zu initiieren, zu entwerfen, sie durchzuführen und auszuwerten sowie die Daten am

Ende so aufzubereiten, dass der Bürger sie auch nutzen kann – diese Aufzählung zeigt bereits deutlich, welche langen Wege die Weisse Liste gehen muss, um ihre Ziele umzusetzen.

Gesundheits-Apps auf dem Prüfstand

Gründliche Vorbereitung und umfassende Vorarbeiten sind auch für ein weiteres neues Projekt der Weissen Liste notwendig: eine Art Warentest für digitale Gesundheitsanwendungen, sprich medizinische Smartphone-Apps. Ende 2019 hat der Bundestag das Digitale-Versorgungs-Gesetz verabschiedet. Es soll Patienten ermöglichen, Gesundheits-Apps auf Rezept zu erhalten, Online-Sprechstunden zu nutzen und bei Behandlungen überall auf ein sicheres Datennetz im Gesundheitswesen zuzugreifen.

Mobile First hat Priorität: Mehr als 60 Prozent der Nutzer greifen mittlerweile über mobile Endgeräte auf die Informationsangebote zu.



Roland Rischer, 54, ist seit sieben Jahren Geschäftsführer der Weissen Liste gGmbH. Nach seinem BWL-Studium schlug er eine Laufbahn in der Industrie ein und arbeitete unter anderem bei Daimler und als Geschäftsführer bei der Werbeagentur Publicis. An der Arbeit für ein gemeinnütziges Unternehmen schätzt er vor allem den Unterschied bei den Unternehmenszielen. „Wir arbeiten hier nicht, um am Ende des Jahres möglichst viel Profit abzuliefern. Wir werden an der Frage gemessen, wie wir mit unseren Themen weitergekommen sind“, so Rischer (rechts).

Schon heute nutzen Patienten solche Apps, etwa um Blutzuckerwerte zu dokumentieren oder Arzneimittel regelmäßig einzunehmen. „Ein Beispiel ist auch ‚Ada‘, eine App, die Symptome analysiert und auswertet“, sagt Emanuel Becklas. Der Project Manager, der in Bielefeld und Maastricht Gesundheitskommunikation studiert hat, steuert bei der Weissen Liste die Entwicklung der geplanten Gesundheits-App-Suche. Er schätzt, dass in der Suche zwischen 70 und 100 Apps gelistet sein werden, und nur solche, die tatsächlich medizinischen Kriterien gerecht werden. Zielgruppe sind einerseits die potenziellen Anwender, aber andererseits auch Krankenkassen und Ärzte, bei denen ebenfalls ein hoher Informationsbedarf besteht. Im Jahr 2016 begonnen, steht das gemeinsam mit der Bertelsmann Stiftung durchgeführte Projekt kurz vor der Veröffentlichung. Um in die Suche aufgenommen

zu werden, registrieren Anbieter ihre Apps in einer Webanwendung der Weissen Liste. Dabei müssen sie einen Fragenkatalog beantworten, der auf dem AppQ-Gütekriterien-Kernset für mehr Qualitätstransparenz bei digitalen Gesundheitsanwendungen beruht. Auch das ist ein Projekt der Bertelsmann Stiftung.

Doch wer überprüft die Anbieterinformationen? „Wir setzen auf das Transparenzprinzip und gehen davon aus, dass bereits die Wettbewerber sehr genau darauf schauen werden“, sagt Becklas. Ein weiteres Element der Qualitätssicherung ist ein separates Gutachter-Board aus medizinischen Fachexperten. Hinzu kommt eine redaktionelle Einschätzung durch die Weisse Liste, auch in Bezug auf Datenschutz und -sicherheit. „Sensible persönliche Daten sollen ja nicht bei Facebook und Co. landen“, so der Projektmanager.

Für die Weisse Liste wird der App-Warentest ein weiterer wichtiger Schritt sein, die eigenen Ziele zu verwirklichen. Dazu gehört auch, in der Bevölkerung noch bekannter zu werden. „Bei den Akteuren im Gesundheitswesen kennt man uns, aber unser Kontakt zu den Patienten und Angehörigen ist ja immer nur situativ, wenn gerade eine Information benötigt wird“, weiß Geschäftsführer Rischer, „wir sind ja im Grunde nur eine Suchmaschine.“ Aber um das zu sein, muss die Weisse Liste natürlich „hinter den Kulissen“ des Gesundheitswesens dabei sein und versuchen, durch gute und gehaltvolle Vorschläge mehr Transparenz und Qualität durchzusetzen. Die Schirmherrschaft des Patientenbeauftragten der Bundesregierung, die seit Gründung der Weissen Liste besteht, ist dabei ein wichtiges Plus. Aber natürlich müssen Rischer und sein Team auch die Netzwerke pflegen und die Partnerschaften ausbauen. Aufgaben, die viel Aufmerksamkeit und Energie erfordern und für die die Weisse Liste neben der Kompetenz und Erfahrung ihrer Mitarbeiter auch den neuen Standort gut gebrauchen kann.

„Menschen brauchen Orientierung im Gesundheitswesen.“

WAS UNS ANTREIBT? JÄHRLICH ÜBER



700.000.000

ambulante Behandlungsfälle



19.200.000

Krankenhaus-Behandlungsfälle



1.000.000

neue Pflegebedürftige

PROJEKT DER BERTELSMANN STIFTUNG

WEISSE LISTE


Die Weisse Liste startete 2008 als Krankenhaussuche und wurde 2011 als gGmbH aus der Bertelsmann Stiftung ausgegründet. Sie wird von der Bertelsmann Stiftung getragen und teilweise finanziert. Strategische Partner und Co-Initiatoren sind die Dachverbände der größten Patienten- und Verbraucherorganisationen: Bundesarbeitsgemeinschaft Selbsthilfe (BAGS), Sozialverband Deutschland (SoVD) und Verbraucherzentrale Bundesverband (vzbv). Die Verbände begleiten das Projekt mit Blick auf die Interessen von Patienten und Verbrauchern.

Weblink:

 www.weisse-liste.de

Geschäftsführung:

 Roland Rischer

 roland.rischer@weisse-liste.de



Hand in Hand



Ulrike Hönsch



Antoine Jerji

change | Wie sieht dein ganz normaler Arbeitstag in der Bertelsmann Stiftung aus?

PAUL NEUFELD | Mein Arbeitsalltag ist sehr vielfältig. Für Veranstaltungen richte ich die Räume ein, setze die Stuhlreihen, Sorge dafür, dass z. B. Präsentationsmaterialien vorhanden sind. Wenn jemandem zu kalt oder zu warm ist, die Klimaanlage nicht richtig funktioniert, dann ruft er mich an. Auch bei Problemen mit Licht, Strom oder Lärm werde ich immer als Erster kontaktiert – ich bin also rundum für das Wohlbefinden in den Arbeitsräumen zuständig. Außerdem kümmere ich mich um die Ausschreibung, Kontrolle und Optimierung von Dienstleistungen, wie z. B. der Reinigung. Dazu kommen noch viele Aufgaben rund um die Sicherheit und die Organisation der Ersten Hilfe: Zutrittskontrolle, Schließanlagen, Räumungsübung, Brandschutz. Schön ist einfach, dass ich täglich mit vielen Kollegen Hand in Hand arbeite und wir uns gegenseitig unterstützen.

Wie wichtig ist für dich der Umgang mit Menschen bei deiner Arbeit?

Der direkte Kontakt mit Menschen ist mir ganz wichtig. Unser Umgang und Miteinander hier in der Stiftung ist sehr persönlich, was sich auch darin zeigt, dass sich die meisten Kolleginnen und Kollegen duzen – auch mit mir. Hier arbeiten ja viele Menschen, aber alle sind freundlich und hilfsbereit. Von diesem positiven Arbeitsklima und der offenen Betriebskultur profitieren wir alle. Daher hat es – ganz ehrlich – auch noch keinen Tag gegeben, an dem ich nicht gerne hierher zur Arbeit gekommen wäre.

Welche Aufgabe liegt dir besonders am Herzen?

Ganz klar die Ergonomieberatung – die ist meins! Wir haben gerade neue Bürostühle gekauft, die ich in Abstimmung mit unserem Betriebsarzt ausgesucht habe. Mein Job ist es, den Kolleginnen und Kollegen zu zeigen, wie man die Stühle mit all ihren Funktionen richtig nutzt. Denn das Sich-Draufsetzen ist das eine, aber das gesunde Sitzen das andere! Das Gleiche gilt für die richtige Höheneinstellung der Tische und für den richtigen Abstand von Bildschirm und Tastatur. Dies alles zu erklären macht mir viel Spaß, weil ich weiß, dass dieses Wissen für alle nicht nur eine Arbeitserleichterung bedeutet, sondern auch gesundheitlichen Problemen vorbeugt.



Paul Neufeld arbeitet seit zehn Jahren beim Facility-Management der Bertelsmann Stiftung. Als Familienmensch liegt ihm besonders die Sicherheit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter am Herzen.

✉ paul.neufeld@bertelsmann-stiftung.de

IMPRESSUM

Herausgeber

Bertelsmann Stiftung
Carl-Bertelsmann-Straße 256
33311 Gütersloh

Verantwortlich
Dr. Malva Sucker

Redaktion
Marcel Hellmund

Redaktionelle Mitarbeit
Dr. Ulrike Hönsch
Stefanie Grimm

Art Director
Heike van Meegdenburg

Lektorat
Helga Berger

Konzeption und Design
wirDesign Berlin Braunschweig

Creative Director
Thorsten Greinus

Design
Neele Rosa Hinken

Bildnachweise
S. 6/7 © wacomka – stock.adobe.com
© fizkes – stock.adobe.com

S. 8 © Arne Weyhardt
S. 9 WITY – What's important to you? –
Irmela Wrogemann

S. 53 © sumire8 – stock.adobe.com
S. 58 © Arne Weyhardt
S. 62 © New Africa – stock.adobe.com
S. 63 © Walter Cicchetti – stock.adobe.com
S. 64 © Maren Winter – stock.adobe.com
© midonovatamara – stock.adobe.com

S. 70 Katrin Frische
S. 82 Ulf Büschleb

Lithografie
rolf neumann,
digitale bildbearbeitung,
Hamburg

Druck
Mohn Media Mohndruck
GmbH

© Bertelsmann Stiftung,
Mai 2020

Für eine bessere Lesbarkeit
verwenden wir meist
entweder die weibliche
oder die männliche Form
von personenbezogenen
Substantiven. Wenn nicht
anders erwähnt, sind
damit beide Geschlechter
gemeint.

Kontakt

change
Das Magazin als Abonnement oder
als Download sowie alle erschienenen
Ausgaben (soweit nicht vergriffen)
sind kostenfrei erhältlich:
www.bertelsmann-stiftung.de/change-magazin

change@bertelsmann-stiftung.de
Tel.: 05241/81-81149

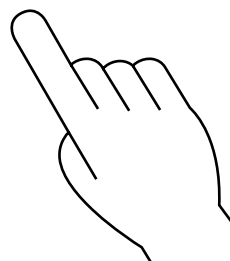
change online
www.change-magazin.de

Beim Druck dieses Produkts wurde
durch den innovativen Einsatz der
Kraft-Wärme-Kopplung im Vergleich
zum herkömmlichen Energieeinsatz
bis zu 52% weniger CO₂ emittiert.



Apple, das Apple-Logo und iTunes sind Marken der Apple Inc., die in den USA und weiteren Ländern eingetragen sind. iPad und iPhone sind Marken der Apple Inc. App Store ist eine Dienstleistungsmarke der Apple Inc. Im iTunes Store gekaufte Inhalte sind nur für den rechtmäßigen, persönlichen Gebrauch bestimmt.


Nicht mehr an dieser Stelle?
Das Themenposter ist auch als
Download erhältlich unter
www.change-magazin.de



Stimmt Ihre Anschrift noch? Gibt es eine Namensänderung? Wir nehmen die neuen Daten gern telefonisch entgegen unter **05241/81-81149** oder per E-Mail unter change@bertelsmann-stiftung.de
Herzlichen Dank für Ihre Unterstützung!



Teilen!

 www.change-magazin.de

